# Unterhaltungen

zur Schilderung

Göthescher

# Dicht- und Denkweise.

---

## Ein Denkmal

von

**CARL FRIEDRICH GÖSCHEL.**

Zweiter Band.

---

Schleusingen:
Verlag von Conrad Glaser.
1834.

Kannst du lesen, so sollst du verstehen; kannst du glauben, so sollst du begreifen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Inhaltsanzeige.


| | | Seite |
|---|---|---|
| I. | Skizzen aus Göthe's Leben. 1834. . . . | 1 |
| | 1) Göthe und Stilling. . . . . . . . . . . | 2 |
| | 2) Die Harzreise im Winter. . . . . . . . | 9 |
| | 3) Trilogie der Leidenschaft. . . . . . . . | 15 |
| | 4) Göthe und Schiller, oder die Metamorphose der Pflanzen uud die Kantische Philosophie. . | 24 |
| | 5) Die Geheimnisse. . . . . . . . . . . | 31 |
| | 6) Göthe in Seegefahr. . . . . . . . . . | 39 |
| | 7) Die Vorsehung und die Bettelleute. . . . . | 42 |
| | 8) Göthe und die Fürstin Gallizin . . . . . . | 49 |
| | 9) Die Resignation. . . . . . . . . . . | 53 |
| | 10) Die Wahlverwandtschaften. . . . . . . . | 57 |
| II. | Anklage und Vertheidigung. Ein Prozeß ohne End=Urthel. 1833. . . . . . . . . | 61 |

Seite

III. Gott, Gemüth und Welt. Eine Paraphrase nebst Zugabe. 1825. . . . . . . . . . . . . 107

IV. Zur Gottes-, Geistes- und Natur-Philosophie. Zur Einleitung in die Farbenlehre. 1825 und 1834. . . . . . . . . . . . . . 133

V. Kind und Löwe. Novelle. 1831. . . . . . . 225
235

I.

# Skizzen aus Göthe's Leben.

---

Es ist schon oft gesagt worden, daß wir von allen sichtbaren Dingen eigentlich nur die äußersten Umrisse sehen, von welchen wir demnächst auf das vorausgesetzte Innere oder das Unsichtbare schließen. Die Umrisse bilden, als die Gränzen, den äußersten Umkreis, bis zu welchem sich das Innere äußert. Im engern Sinne bedecken sie aber nicht den ganzen Umkreis, sondern sie bestehen nur in einzelnen Linien, zu welchen wir erst die übrigen Linien des Umkreises, so wie zu diesen den unsichtbaren Inhalt, den sie äußern und begränzen, suchen müssen. Aber es ist nicht so leicht, aus einzelnen Linien die Züge, aus einzelnen Zügen das Gesicht, aus dem Gesicht das ganze Menschenbild, aus diesem den individuellen Geist des Menschen zusammen zu setzen. Oder es ist wenigstens nur dann leicht, wenn der Geist die Hand führt, und Liebe die Farben mischt. Unter solcher Leitung werden auch die folgenden Umrisse zum

Bilde dienen können, denn es sind einzelne Funken, welche von dem unsichtbaren Feuer zeugen, aus welchem sie stammen.

---

# 1.

## Göthe und Stilling.

Stillings Wanderjahre. S. 149. 165. 185. 186.
Stillings häusliches Leben. S. 53. 101.
Vergl. G. W. XXV, 245. XLVIII, 25.

---

### 1.

In Straßburg finden wir zwanzig junge Leute am Mittags-Tische, meistens Studenten. An Lust und Muthwillen fehlt es nicht: und der Witz ergießt sich, belebt und belebend, in reichen Adern durch den muntern Kreis. Jetzt versuchen es Einige, und bald gesellen sich Mehrere dazu, den erst vor Kurzem angekommenen Jung Stilling wegen seiner altväterischen Kleidung und biblischen Rechtgläubigkeit zu necken. St. weiset den plumpen, platten, flachen Scherz mit gelinden Worten zurück.

Es kann aber auch wohl der beste, der munterste Humor zur Unmenschlichkeit, zur Grausamkeit ausarten, wenn er die schwache Seite des Menschen immer wieder an derselben Stelle trifft und verwundet, und damit in

dem Einzelnen die Würde des Menschen überhaupt verletzt. Allein hier traf er zugleich die wahrste, zarteste Seite eines Menschenherzens, das Ewige in der Brust des Sterblichen. Der alte Rock war nur ein Zeichen der Armuth des Jünglings, und — sein Reichthum: und sein Glaube an Gottes Wort war zwar alt, weil er nach seinem Inhalte ewig ist, aber eben darum ewig neu.

Doch St. macht nur auf das Geist- und Witzlose des von den Franzosen längst verbrauchten Witzes aufmerksam: aber es will nicht fruchten, sein Widerspruch macht Uebel ärger.

Da fährt ein Jüngling hoch auf, bisher der lustigste und muthwilligste von Allen, und tritt hervor, und erhebt mit Macht die junge Heldenstimme, so teufelmäßigen Spott — denn so nannte er diesen Witz — zu rügen und nieder zu schlagen. — Das war — Göthe.

Seitdem war diesem Unwesen ein Damm entgegengesetzt, an dem sich noch oft die Wellen brachen. Seitdem war das Band der Brüderschaft und Freundschaft zwischen beiden jungen Männern geschlossen. „Schade," sagt Stilling, „daß so Wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen."

## 2.

Eben erhält St. die Nachricht von der gefährlichen Krankheit seiner Geliebten: er eilt trostlos zu seinem neuen Freunde. Zu wem sollte er sonst seine Zuflucht nehmen? Da gehen dem Freunde die Augen über. „Du

armer Stilling!" Nun sehen wir ihn eiligst Stillings Felleisen packen, dann läuft er spornstreichs durch die Straßen, holt Lebensmittel zur Reise, schafft Alles in's Postschiff: hier nimmt er unter Thränen von seinem treuen Stilling Abschied.

3.

Nach langer Abwesenheit kommt St. zurück. Sein erster Gang ist — zu Göthe. Der fährt hoch auf und fällt ihm um den Hals. „Aber was macht Dein Mädchen?" „Nicht mehr Mädchen," ist die Antwort, „meine Frau." Das war Göthe'n eben recht. „Das hast Du gut gemacht, Du excellenter Junge!" —

4.

Sie hielten nun von neuem an einander: an ihrer mannichfachen Verschiedenheit, an dem Gegensatze ihres innern Lebensberufs wurden sie sich des einigenden Bandes nur noch mehr bewußt.

Aber bald kam die Zeit der Trennung: Göthe disputirte öffentlich und zog ab. Da machten beide „einen ewigen Bund der Freundschaft zusammen."

5.

Darüber vergingen viele Jahre: nun ließ sich St. als praktischer Arzt in Schönenthal nieder. Eines Morgens früh wird er in einen Gasthof gerufen: man führt ihn in das Schlafzimmer des Fremden, der nach ihm

verlangt hat. Der Kranke liegt im Bette, den Kopf mit Tüchern verhüllt, den Hals mit einem dicken Tuche verbunden; er streckt die Hand aus dem Bette und ruft mit schwacher, dumpfer Stimme: „Herr Doctor, fühlen Sie mir doch nach dem Puls, ich bin gar krank und schwach.“ St. findet den Puls regelrecht und gesund. Das erklärt er auch, aber kaum hat er's gesagt, da hängt ihm Göthe am Hals. — Nun folgten die schönsten Tage.

## 6.

Wie der Freund nach Schönenthal verschlagen worden, wäre nun weiter zu berichten.

Wer kennt nicht Göthe's Verkehr mit Lavater, den jener merkwürdige Pastoralbrief auf den jungen Dichter aufmerksam gemacht hatte? die Reisen mit Lavater und Basedow, die sich ernst- und scherzreich der persönlichen Bekanntschaft anschlossen? und die Schilderungen dieser Reisen und Abenteuer, XXVI, 259. — 300., gegen welche selbst die späteren so ergötzlichen als lehrreichen Begegnisse mit Wolf und Beireis zurückbleiben müssen? XXXI, 207. — 246. Wer kennte nicht wenigstens das Diné in Koblenz im Sommer 1774? Zwischen Lavater und Basedow saß er bei Tische des Lebens froh. Lavater docirt mit Feuereifer aus der Offenbarung Johannis, Basedow gegen die Kindertaufe, wie anderweit gegen die Trinität, worüber ihm schon einmal an dem Wirthshause mit den doppelten Triangeln sein gutes Glas

Bier entgangen war, worüber er jetzt wieder um das, was Leib und Seele zusammenhält, um Essen und Trinken kommt. — Er aber behaglich unterdessen Hätt' einen ganzen Hahnen aufgefressen. — Dann, wie nach Emaus weiter ging's, Mit Geist- und Feuerschritten, Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten. II, 282.

Aus diesen Kreisen kam jetzt das Weltkind, „das doch glücklicherweise auch eine Seite hatte, die nach dem Himmlischen deutete": es kam nach Schönenthal d. h. nach Elberfeld, und hier abermals in fromme Gesellschaft. Lavater kommt nach, mit ihm kamen Hasenkamp und Collenbusch, die vielbekannten frommen Mystiker. Diese kehren bei einem biedern, schlichten, wegen seiner treuen Gottesfurcht so geschätzten als verhöhnten Elberfelder Kaufmann ein, welcher zu den Stillen im Lande gehörte. Das verlautet kaum, da strömen Mehrere hinzu, auch ein Alter von der Weise des seligen Tersteegen. Auch Stilling, auch Göthe kommen herbei. Alle finden sich in dem stillen, einfachen Hause zusammen: Alle nehmen Platz um den Tisch herum. Nur „Göthe konnte nicht sitzen, er stürmte und tanzte um den Tisch herum, er machte Gesichter und zeigte allenthalben, wie königlich ihn dieser auserlesene Zirkel von Menschen erfreute, welche in dem Verlangen nach dem Ewigen und Unvergänglichen von dem Geiste Gottes sich berührt fühlten. Die Leute glaubten, Gott sey bei uns! der Mensch müsse nicht recht klug seyn. St. aber und Andere, die sein Inneres besser kannten, meinten oft vor Lachen zu ber-

sten, wenn ihn einer mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansah, und er dann mit großem hellen Blicke ihn niederstreckte." Was ihn eigentlich heranzog in diesen frommen Kreis, das war die stille Macht der Wahrheit, die in den Herzen dieser Menschen eine Stätte fand, die sich in seinem eigenen vielbewegten Leben mehr als einmal verdunkeln, verflachen, verschwimmen, aber nie unterliegen konnte. Was ihn am meisten ergötzte und begeisterte, das war eben diese entgegengesetzte Mannichfaltigkeit und die tiefer liegende Einheit in den unterschiedensten Stellungen der Einzelnen zu Gott und Welt. —

Damals hatte St. seine Jugendgeschichte niedergeschrieben: Göthe nimmt das Heft mit.

## 7.

Wer weiß nicht, wie kümmerlich es dem armen Stilling in der ersten Hälfte seiner Laufbahn ging? Nahrungssorgen drückten ihn allzuschwer. Jetzt soll er den Miethzins auf ein ganzes Jahr bezahlen, 70 Thaler; und er hat keinen Heller. „Da ging ihm das Wasser an die Seele. Oft lief er auf sein Schlafzimmer, fiel auf sein Angesicht, weinte und flehte zu Gott um Hülfe. Und wenn ihn sein Beruf fortrief, da nahm Christine seine Stelle ein: die weinte laut und betete mit einer Inbrunst des Geistes, daß es einen Stein hätte bewegen sollen, allein es zeigte sich keine Hülfe, an so viel Geld zu kommen. Endlich kam der Freitag, wo die Zahlung

erfolgen mußte: es war der letzte Termin. Die beiden Eheleute beten und arbeiten den ganzen Morgen; die stechende Herzens-Angst treibt ohne Unterlaß feurige Seufzer hervor.

Um 10 Uhr kommt der Briefträger mit einem — beschwerten Briefe. St. nimmt ihn, es war — Göthe's Hand: seitwärts steht „mit 115 Thlr. Gold." Der Arme staunt, — so viel Geld! — er erbricht den Brief, liest und findet, daß Freund Göthe ohne sein Wissen und Bemühen die mitgenommene Handschrift unter dem Titel: „Stillings Jugend" hat drucken lassen. Nun schickt er ihm das Honorar von Weimar, seinem neuen Aufenthaltsorte.

Solches kam dem armen Stilling, so schreibt er selbst, in seiner höchsten Noth von einem sogenannten Freigeiste, von einem Weltmenschen, dessen Umgang und Freundschaft mit dem stillen Stilling die Frommen nicht gut heißen wollten, und die Welt eben so wenig begreifen konnte. Aber St. wußte, was er an ihm hatte, und er benutzte diese Gelegenheit zu wohlgemeinten Warnungen, nicht zu richten, so wie zur Anerkennung der treuen Seele dieses Weltkindes, welche ihm die Vorsehung als ein gesegnetes Werkzeug ihres heiligen Willens zugeführt habe.

---

## 2.

## Die Harzreise im Winter.

II, 64. XXX, 216. XLV, 315.

---

Werthers Leiden haben dem Dichter viele Leiden verursacht. Alle Schwermüthigen, alle Insichgekehrten, die nicht wieder aus sich herauskonnten, die Uebellaunigen, denen Lavaters Predigt gegen die üble Laune, welche unter dessen Predigten über den Propheten Jonas steht, in Werthers Leiden selbst, aber vergeblich, zur Cur verordnet und empfohlen ist, alle, die da trauerten,

Nell' aer dolce, que dal Sol s'allegra
Portando dentro accidioso fummo.

Die selbst in milden, heitern Sonnen-Tagen
Den trüben Qualm des Mißmuths in sich tragen:

diese alle drängten auf ihn ein, und forderten Erklärung über Gift und Gegengift, über das was unglücklich und glücklich macht. Jeder fühlte nun erst den innern Wurm, der am Leben nagt; aber keiner wußte sich herauszuhelfen: es lag alles krank am Werther-Fieber.

Dergleichen trübe Herzensergießungen erhielt der Dichter unter andern auch aus Wernigerode von einem jungen Manne, welcher stürmisch seinen Rath verlangte, Antwort forderte, Trost erwartete: es folgte Brief auf Brief. Im Unmuth über diesen Unmuth legt Göthe

diese langen Briefe bei Seite: er glaubte wohl auch, es sey doch nicht zu helfen, wenn das Uebel einmal inveterirt sey. Das fröhliche Hofleben in Weimar war auch nicht geeignet, auf jene Selbstquälereien lange zu reflectiren, welche, mit Selbstgefälligkeit und eigner Ueberschätzung gemischt, nur um so mehr sich festsetzen, und um so unüberwindlicher werden, jemehr sie sich mit Absonderung und Abschließung, mit Verachtung Anderer, die nicht so fühlen, zu verbinden pflegen.

Aber der bange Jüngling kam ihm doch nicht ganz aus den Gedanken. „Die frühere Gewohnheit, jungen Männern seines Alters in Herzens- und Geistes-Nöthen beizustehen, ließ ihn des sich härmenden Menschen nicht immer vergessen."

Jetzt wird ein bedeutender Jagdzug in Weimar veranstaltet. Es war Ende Novembers 1776. Das Land wird nach allen Richtungen durchzogen: der junge Fürst an der Spitze; und der Dichter war nicht der letzte. Es galt zugleich, Landesbeschwerden über Wildschäden zu steuern. Dennoch reißt sich der Dichter los, er bittet um Urlaub auf geraume Zeit, um demnächst auf einem Umwege dem Jagdgefolge sich wieder anzuschließen. So reitet er nun mitten im Winter einsam über den Harz und Brocken nach Wernigerode, eine dort bekümmerte Seele aufzusuchen, und unterwegs den Bergbau näher kennen zu lernen.

Das Bewußtseyn des Abenteuerlichen, womit er seine Reise unternimmt, beginnt auch seinen Harz-Hymnus.

Dem Geier gleich,
Der auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittiche ruhend
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied.

Nun gedenkt das Lied mit wenigen Worten der Glücklichen, die im raschen Laufe die leichte Freude des Lebens genießen, aber umständlicher des Unglücklichen, der sich aus seinem Trübsinne herauszuarbeiten die Kraft nicht gewinnen kann, der sich zu leben sträubt, weil er die Schranken des Lebens nicht anerkennen will.

Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Rasch zum freudigen
Ziele rennt:
Wem aber Unglück
Das Herz zusammenzog,
Er sträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittere Schere
Nur einmal löst.

Indem aber der Reisende die Wetter der Winterreise wie des Lebens im rauhen Gebirge muthig erträgt, kommt ihm auf einen Augenblick der Muthwille an, der weder die Reichen, die sich's in ihren Winterquartieren bequem machen, noch die befreundeten Jäger, die dem Fürsten auf gebahnten Wegen folgen, verschonen kann.

In Dickicht's Schauer
Drängt sich das rauhe Wild,
Und mit den Sperlingen
Haben längst die Reichen
In ihre Sümpfe sich gesenkt.
Leicht ist's folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen
Hinter des Fürsten Einzug.

**Dann ist das Lied sogleich wieder mit allen Gedanken bei dem Schwermüthigen; indem der Dichter mit ihm leidet und für ihn betet, unterläßt er nicht ihn anzuklagen, und die Quelle der Pein aufzudecken.**

Aber abseits wer ist's?
In's Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Oede verschlingt ihn.

Aber wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ungenügender Selbstsucht.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton,
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!

Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.

Jetzt wendet sich das Lied mit guten Wünschen und Gebeten zu den entfernten Jagdbrüdern.

Der du der Freuden viel schaffst,
Jedem ein überfließend Maas,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wilds
Mit jugendlichem Uebermuth
Fröhlicher Mordsucht,
Späte Rächer des Unbilds,
Dem schon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knütteln der Bauer.

Nun aber kehrt er zu sich selbst zurück, und ruft der Liebe, bei ihm zu bleiben im Winter, bis die Rosen wiederkommen, und ihn zu geleiten durch Sturm und Wetter.

Aber den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgieb mit Wintergrün,
Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, des Dichters!
Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht
Ueber grundlose Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du in's Herz ihm;

Mit dem beizenden Sturm
Trägst du ihn hoch empor;
Winterströme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen.

Hiermit steigt er zum Gipfel des Brockens, den graue Vorzeit mit unheimlichen Gespenstern ausgestattet hat. Indem er hoch auf ihm steht, dringt der Blick des Geistes tief in die unterirdischen Erzadern des Harzgebirgs, aus welchen der hohe Brocken die Reiche der Welt mit edlem Metalle versieht.

Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangener Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahndende Völker.

Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erstaunten Welt
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Andern deiner Brüder
Neben dir wässerst.

So schließt das Harzlied mit dem Segen des Bergbaues, den die Natur dem Menschen darreicht, aber der Mensch so oft zu seinem Schaden umkehrt: womit sich zum Schlusse an einem einzelnen Bilde der Grundgedanke des Reiselieds versinnbildet. Denn wie das Gold, so ist das Gefühl dem Menschen gegeben als ein Balsam zu seinem Wohle, aber er verkehrt oft beides als ein Gift zu seinem Wehe „in ungenügender Selbstsucht.“

„Mußte denn das so seyn," schreibt Werther, „daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elends wird?" XVI, 73.

---

## 3.

## Trilogie der Leidenschaft.

III. 21. —
Vergl. Briefw. zwischen Göthe und Zelter.
III. 380. 329.

---

„Die Leidenschaft bringt Leiden," so singt der Dichter in der Jugend und im Alter, denn er hat es in der Jugend und im Alter erfahren müssen, und die Sprache bekräftigt es im Worte. Die Leidenschaft gehört der Empfindung an, sie ist immer leidend, in Leid und in Freude: sie leidet Leid und Freude, denn sie empfängt Beides leidend, sie hat Thränen für Beides. Ihr gegenüber steht die Macht des Geistes, welche sich an dem heiligen Gesetze aufrichtet und als die thätige Seite des Menschenwesens erweiset: und dieses Vermögen ist auch von dem genannt, was der Mensch durch den Geist kann und erkennet, denn Können, Kunst und Erkenntniß sind schon in den Lauten der Sprache innigst verbunden.

Die Leidenschaft bringt als Empfindung, so süß und bitter als sie ist, Leiden weil sie selbst leidend ist: aber

diese Leiden verklärt und versöhnt am Ende jene Kraft und Arbeit des Geistes, mittelst deren sich der Mensch aus dem natürlichen Zustande der Gefühle in das klare und freie Reich des herrschaftlichen Geistes empor zu arbeiten vermag.

Jenes Leiden und dieses kräftige Thun, die Empfindung und die Herrschaft darüber, welche wir im Glauben daran durch Poesie und Erkenntniß, durch die Kunst und den Gedanken zu erringen vermögen, — wenn wir wollen, — diese beide sind die Pole des Menschenwesens, die hin und wieder auf und ab gehen, von denen wir keinen lassen können, lassen sollen. Schon daraus sehen wir, daß sie zu einander gehören, miteinander verbunden sind, und in einer höheren Einheit zusammen hängen. Ihr Gleichgewicht ist die harmonische Ausbildung, welche dem Menschen Noth thut.

Wenn einem in der überwältigenden Empfindung die Augen übergehen, da kommt die höhere Macht des Geistes, daß ihm die Augen wieder aufgehen. Aber zuweilen gehen auch wohl in der Leidenschaft, die wir leiden, die uns oft unversehens mitten in unserer Sicherheit ereilet, die Augen über in Thränen und Sehnen, ohne daß wir ein Ende absehen, ob wir auch wieder unversehrt heraus kommen, — wie wir an Eduard und Ottilien sehen, — aber nicht bloß an ihnen. Wer sich von solcher Versuchung rein weiß, wer gar nicht mit leidet, der werfe nur getrost Steine auf die leidenden Sünder. — —

Zur näheren Verständigung hierüber kann uns auch ein Blick in die spätere Lebenszeit des Dichters dienen. Er hat uns selbst mit dem Manne von 50 Jahren bekannt gemacht, zu zeigen, daß das Mannes-Alter vor der Leidenschaft nicht sicher ist: aber jetzt hören wir in noch späteren Tagen des immer frischen Lebens den Dichter mit der Gewalt eben gereifter Jünglingskraft Lieder der Leidenschaft singen, welche tief und überreich in vollen Strömen sich aushaucht, um des sorgen- und liebeschweren Inhalts sich zu entledigen. Und es ist nicht etwa eine Fiction, welcher der Dichter Farben aus früherer Zeit leiht: er beschreibt auch nicht etwa, was er in der Jugend allein erfahren, sondern er singt von der gesunden Lebensgluth, welche ein tüchtiges Alter in silbergrauen Haaren gleich einem Erdbeben erschüttert und erfrischt. —

Zum Jubiläum der Leiden des jungen Werther kommt noch einmal jener tiefe Jugendschmerz heran, der in dem Hinterhalte der menschlichen Seele ruht, jener Schmerz, aus dem jene Leiden hervorgingen, jene Pein und Qual des Lebens, welche das Ich in der Trennung von dem Andern, in der Entfernung von dem, was ihm fehlt, empfindet, indem es nach seinem Urgrunde verlangt. Was in den süßen Mährchen von Glaukus und in so vielen Fischerliedchen sich regt:

Ach, wüßtest Du, wie's wohlig ist
Dem Fischlein auf dem Grund,
Du stiegst hinunter wie Du bist,
Und würdest erst gesund,

was in Wanderers Nachtliedern seufzet:

> Ach ich bin des Lebens müde!
> Wozu all' der Schmerz und Lust?
> Süßer Friede!
> Komm', ach komm' in meine Brust!
> Die Vöglein schweigen im Walde:
> Ach komme balde!

Das Alles durchbebt noch einmal mit ungebrochener Kraft die Brust des Greises, und erzeugt jene überschwengliche Poesie des Schmerzes, welche den Schmerz selbst wieder stille macht, indem sie ihm in ihr Raum giebt.

Und wieder noch einmal, es war im Jahre 1822 in Carlsbad — begegnet ihm auch die Leidenschaft der Liebe, wie in den unvergeßlichen Tagen Lillis, in ihrer ersten Frische und Stärke, und in leidenschaftlicher Erwiederung, mit ihren geistigsten Freuden und Leiden, aber auch in ihrer ersten Unschuld, in ihrem reinsten Aufschwunge.

So macht die Liebe still und fromm. In jener früheren Liebeszeit schrieb der Dichter kurz genug an Lavater:

„Lilli grüßt Dich auch. — Und mir wird Gott „gnädig seyn: ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe „meine Lust an dem Herrn, und sing' ihm Psalmen, „von denen Du ehestens eine Schwingung erhalten sollst."

Vielleicht war es der Gesang der Geister über den Wassern,

II. 58.

oder ist es Ganymed, S. 82. oder das Lied von den

Gränzen der Menschheit, S. 84. oder der Hymnus an das Göttliche: „Edel sey der Mensch," S. 86? Solche Psalmen sang er, von der Liebe zur Frömmigkeit erweckt, im Jahre 1775 und wie singt er nun in immer neuer Liebe im Jahre 1822?

Den Frieden Gottes, welcher Euch hienieden
Mehr als Vernunft beseliget, — wir lesen's —
Vergleich ich wohl der Liebe heiterm Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Wesens;
Da ruht das Herz und nichts vermag zu stören
Den tiefsten Sinn, den Sinn ihr zu gehören.

In unsers Busens Reine wogt ein Streben
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthselnd sich dem ewig Ungenannten;
Wir heißen's: Frommseyn! — Solcher seligen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr stehe. —

Nun bin ich fern: der jetzigen Minute
Was ziemt denn der? Ich wüßt es nicht zu sagen,
Sie bietet mir zum Schönen manches Gute,
Das lastet nur, ich muß mich ihm entschlagen.
Mich treibt umher ein unbezwinglich Sehnen,
Da bleibt kein Rath, — als gränzenlose Thränen.

Vereinigung mit einem Höheren, Reineren, Unbekannten ist der Grundzug der wunderbaren Macht, die wir Liebe nennen, hierauf bezieht sich alle Sehnsucht und Freude der Liebe. Darum fühlt sie sich mit der Religion verwandt, welche nach der Gemeinschaft mit dem Höchsten, Reinsten, Unbekanntesten strebt und verlangt. Darum befriedigt die Gegenwart des geliebten Wesens alle Bedürfnisse und Wünsche des verwundeten

Herzens; darum reißt die Entfernung eine Wunde, welche kein Balsam heilet: solcher Mangel ist durch kein anderes Gut zu ersetzen.

Solche Sehnsucht der Liebe ist mit dem Wesen des Menschen so innig verbunden, daß sie sich auch als Leidenschaft frisch und lebendig in die ruhigen Tage eines lichthellen Alters hinüberziehen kann.

Und was beschwichtigt nun ein beklommenes Herz, das allzuviel verloren? Was ist nun der Leidenschaft gegeben zum Gegengifte?

Das ist die Frage, welche Antwort erheischt: die Leidenschaft besteht selbst in dem Verlangen nach dieser Antwort, in welcher sie Befriedigung findet.

Vorhin wurde die Antwort aus dem Stegreife hinzugefügt: dem Leiden sollte das Thun, der Empfindung in der Seele sollte die Thätigkeit des Geistes entgegentreten. So kam der Gegenpol, als der überwiegende, nur von Außen ohne innere Vermittlung hinzu, gleich als wenn beide Pole in ihrem Grunde verschieden und zweierlei wären.

Nachdem wir aber in den Liedern des Dichters wie im Echo der eigenen Brust die Leidenschaft an der Liebe näher kennen gelernt haben, da ergiebt sich, daß der Leidenschaft, wenn sie sich nur selbst treu bleibt, aus ihr selbst die Hülfe kommt, nach welcher sie verlangt. Die Leidenschaft ist ihre Trilogie an ihr selbst.

Zuerst begegnet uns die Leidenschaft als das Verlangen des Einzelnen nach dem Ganzen, als die geheime Macht, welche den Glaukus in die Tiefen des Weltwe-

sens der Natur unwiderstehlich hinunterzieht. Der Mensch will das Welt-All der Natur ergründen, umfassen: er findet nur im Ganzen Befriedigung.

Darauf folgte die Leidenschaft der Liebe, welche in die Höhen des Geistes zieht. Der Geist ist dieses, daß er nach ihm selbst im Andern verlangt. Der Geist ist wesentlich Individuum, und die Liebe ist wesentlich das Verlangen in dem einzelnen, einigen geliebten Wesen Alles zu haben, in einem Wesen des Geistes den Geist selbst an die Brust zu drücken.

Das hebt. Aus dem Verlangen nach Gemeinschaft mit einem Höheren, Reineren, Unbekannten erhebt sich das Verlangen nach der Gemeinschaft mit dem Höchsten, Reinsten, Unbekanntesten, bis dieser höchste, reinste Unbekannte uns bekannt und offenbaret wird. Daher kommt am Ende der Leidenschaft Hülfe, dem Verlangen die reinste Befriedigung. Die Hülfe und Befriedigung kommt zuletzt von Dem, in dem wir leben, weben und sind, wenn wir nur stille sind, und das Wort annehmen und leiden, wie es der Leidenschaft geziemt. So hilft sich die Leidenschaft selbst als ihr Arzt.

Aber was sagen uns die Lieder des Dichters? Sie haben uns aus den Tiefen des allgemeinen Meeresgrundes bis zu den Höhen der Liebe, die in dem allgeliebten Wesen Alles hat und mit ihm Alles vermißt, und aus und mit dieser Liebe bis zur Frömmigkeit in Gott erhoben. Hier findet nun das unruhige Herz die Ruhe, nach der es verlangt.

Denn wenn der Mensch verstummt in seinem Schmerze,
Geb mir ein Gott zu sagen, was ich leide.

Das ist Eins. Der Gott giebt dem Menschen, so er's leidet und annimmt, daß er sagen kann, was er leidet, daß er sich aussprechen, mittheilen, erleichtern kann. Diese Gabe empfängt der Dichter in der Poesie: diese Gottesgabe ist dem Dichter die Göttin, welche alle Wunden des Herzens heilet.

II, 60.

Aber daß er das Wort, welches der Gott giebt, aussprechen könne, muß er es selbst erst vernehmen, als das Wort des Trostes. Solches erweiset sich dem Dichter in allen Sphären der Kunst hülfreich, aber zunächst in der Kunst, welche dem Ohre zunächst gegeben ist, daß er sie aufnehme und leide. Das ist sein Trost, daß die Welt der Töne, wie Geister der höhern Welt, daß der Wohllaut der Harmonie, wie Sphären-Musik, zu ihm dringen und ihn durchdringen kann, um das verwundete Herz an der unsichtbaren Zusprache zu stärken, zu erheben, und immer mehr zu läutern und zu reinigen. Was gerecht, was rein und lieblich ist, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, das kommt Alles herbei, so wir's nur leiden.

Und so ist es doch wieder ein Leiden, ein Aufnehmen, ein Empfangen dessen, was Gott giebt, ein Stillesehn und Hören, wenn der Gott spricht, es ist mit Einem Worte ein Leiden, welches das Leiden beschwichtigt, nur daß es sich zugleich als lebendig und thätig erweiset, die empfangene Gabe zu benutzen.

Es ist alles Leidenschaft, was uns hebet und trägt, indem wir uns heben und tragen lassen: aber es ist ein thätiges Leiden, womit dit beiden Pole in ihr Gleichgewicht kommen.

Darum ist eben die Leidenschaft ihre Trilogie an ihr selbst. Sie ist es dem Dichter als die Kunst, denn die Kunst kommt zu Worten, welche der Dichter theils ausspricht, wie er sie empfangen, daß er sich mittheile und erleichtere, theils vernimmt, daß er sich erquicke.

Den Worten liegen die Töne zum Grunde, aus deren unendlichem Schoose sie sich bestimmen und zu immer weiterer Bestimmung entwickeln. Die Töne sind es, welche das Herz aller bestimmenden Gränzen entbinden, und in die Weite entlassen, aber auch zur Rückkehr und Bestimmung, zu Gedanken und Worten anregen. Wer kennt nicht die unwiderstehliche Macht, welche aus dem Reiche der Töne hervorströmt, indem sie wie aus einer andern Welt auf den Flügeln der Liebe zu uns herüberwehen?

Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Der Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne:
Das Auge netzt sich, fühlt im höheren Sehnen,
Den Götterwerth der Töne, wieder Thränen.

## 4.

## Göthe und Schiller,

oder

die Metamorphose der Pflanzen und die Kantische Philosophie.

Zur Morphologie I, 90.
G. W. III, 92. L, 8. 47. flg. 93. flg.
Vergl. Memoiren des Freiherrn S—a. S. 164—171.

---

Umrisse oder Skizzen können oft zur Erklärung des damit bezeichneten Verhältnisses dienen: oft sind sie aber nur geschickt, den prägnanten Punkt herauszustellen und sodann weiterem, eigenen Nachdenken zu empfehlen. So bezeichnen auch hier zwei bedeutende Namen einen allgemeinen Gegensatz, der seit so vielen Jahrtausenden das Nachdenken der Menschen beschäftigt.

Es ist der Gegensatz zwischen dem denkenden Geiste und seinem Gegenstande, welcher außerhalb zu liegen scheint, oder das Geheimniß des Bezugs, in welchem das Ich, welches denkt, zu dem äußern Gegenstande sich befindet, welcher vorgestellt, gedacht wird. Ob es auch wirklich der Gegenstand ist, der in die Seele kommt, ob die Erscheinung desselben mit ihm selbst Eins ist? Das ist die Frage. Hier sehen wir nun von zwei bedeutenden Männern Einen, der an dieser innigsten Verbindung nicht einen Augenblick zweifelt, er glaubt daran, er wirft sich ihr mit vollem Vertrauen ohne Grübelei in die Arme,

während der Andere scheu und bedenklich zurücktritt, in den Gegenständen nur Erscheinungen findet, und deren Uebereinstimmung mit den Dingen an sich nicht zugeben, nicht einsehen kann.

Dieser Gegensatz nimmt oft die verschiedensten Wendungen und Gestaltungen, unter welchen man ihn kaum wieder- und oft gar nicht wiedererkennt.

Niemand kann läugnen, so klagt Göthe, und er hat die Klage oft wiederholen müssen, Niemand kann läugnen, daß zwischen zwei Geistes-Antipoden mehr als Ein Erddiameter die Scheidung macht, daher sie wohl beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in Eins nicht zusammenfallen können. Das ist das Erste: er sagt es in Beziehung auf sein Verhältniß zu Schiller, dessen transcendentale Philosophie, welche, um ihre Gränze nicht zu überfliegen, Idee und Wirklichkeit, den Gedanken und seinen Gegenstand gewaltsam auseinander zu reißen schien, auf Göthe eben so abstoßend wirken mußte, als jene transcendente, überfliegende Sturm- und Drang-Periode der Poesie, welche damals im Gange war, welche laut der Räuber im Maas- und Gestaltlosen, im Bizarren und Ungeschlachten die Kraft suchte und — verlor, und woran sich gleichwohl die gebildeten Hofdamen in W. im Wetteifer mit den benachbarten Studenten über die Maaße ergötzten.

Die Poesie litt damals an der Myopsie, sie war so geblendet, daß sie die Idee in der Wirklichkeit nicht erkennen konnte, und darum verachtete sie die Wirklichkeit,

welche darüber, statt zum elektrischen Leiter unendlicher Entwickelung zu dienen, zur gemeinen Prosa herabsank. Und der Philosophie ging es nicht besser, sie erklärte kurz und gut Idee und Wirklichkeit für geschiedene Leute, worüber sie es mit Beiden verdarb.

So geschieht es, daß die Poesie, die Gränzen der Wirklichkeit überflügelnd, in ihrer Expansion gänzlich zerfährt und verkommt; sie stirbt sich selbst unter ihren Händen weg. Dennoch verlangt gerade in dieser Geistesstufe Alles mehr als je nach starker Speise, es ist uns nichts kräftig und groß genug. Das Gefühl hascht in seiner Passivität nach Efforts, die es erregen, heben und tragen: aber es findet nicht, was es sucht, und kann es auch nicht finden. Denn die Kraft erheischt Concentration, sie wohnt nicht in excentrischer Bewegung. Das Unendliche ist nur im Endlichen, die Kraft nur innerhalb der Gränzen, im Gesetzten, die Idee nur im Realen zu finden, und wer sie da nicht findet, der findet sie überhaupt nicht. Um sie finden zu können, ist mehr erforderlich als das passive Gefühl, das nur erregt seyn will, zum Finden gehört die Selbstthätigkeit des Geistes im Glauben und Vertrauen. Damals lag der Geist am Zweifel krank: der Glaube war gebrochen, selbst der innige Verband zwischen Subject und Object war zerfallen, und die gesunde Kraft des ganzen Menschen war in Ohnmacht versunken, daher es künstlicher Reizmittel bedurfte.

Indem nun der Dichter hierüber seine Klagen ausspricht und das so verbildete Publikum bedauert, erklärt er zugleich, daß dennoch auch unter solchen entgegenge-

setzten Polen ein inniger Bezug Statt finde. Es kommt nur darauf an, ihn zu finden: aber um ihn zu finden, ist der Uebergang aus einer Bildungsstufe des Geistes in die andere zu erkennen und darzustellen. Doch „wer vermag," so sagt er selbst, „wer vermag die Uebergänge in einen geläuterten, darum freieren, selbstbewußten Zustand zu schildern, deren es Tausend und aber Tausend gibt? Und trübt uns nicht selbst die Welt oft so, daß wir uns nur in geduldiger Hoffnung eines wahrhaft reinen, harmonischen Anschauens wieder zurecht finden können?" Das ist das Zweite. Das Dritte ist, daß wir nun wirklich die beiden Antipoden im harmonischen Zusammenwirken sich verbinden sehen, womit sie denn gerade durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Weltkampf zwischen Object und Subject einen Bund besiegeln, der ununterbrochen gedauert, und für beide Theile, auch für Andere manches Gute gewirkt hat.

Wie sich der Dichter im Laufe der Zeit laut seiner eigenen Bekenntnisse mehr und mehr mit der kritischen Philosophie verständigen lernte, weil sie den dogmatischen Dualismus aufhob und hiermit die Vereinigung des Subjects mit dem Objecte vorbereitete, so sehen wir ihn hier einen Bund der Freundschaft mit seinem Gegner schließen.

Zwischen jenem polarischen Gegensatze und diesem Bunde gemeinsamen Lebens und Strebens liegt — ein Spaziergang in Jena, welcher die Annäherung auf immer bewirkte, indem er den Gegensatz auf das entschiedenste zur Sprache brachte. Es brauchen sich oft zwei

lange getrennte Gegner nur in die Augen zu sehen, um an der Verschiedenheit auch der menschlichen Einheit zum Frieden sich bewußt zu werden.

Beide verlassen zusammen ein physikalisches Auditorium: indem sie sich so von ungefähr körperlich nahe gebracht sind, berühren sich auch sogleich die Geister: sie waren darin einig, daß so die Natur nicht behandelt werden sollte. Schiller klagte zuerst über die gangbare Methode der Physik, die Natur zu zerstückeln. Göthe stimmt in diese Negative sogleich ein, aber er deutet auch alsbald positiv auf die Weise, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sie weder von sich selbst noch von dem forschenden Geiste zu trennen, sondern sie wirkend und lebendig aus dem Ganzen in die Theile strebend darzustellen. Auf diesem Wege war er selbst zur Einsicht in das Geheimniß der Farben, in die Bildung der Pflanzenwelt gekommen, so daß er, je in dreifacher Gliederung, in den Farben die verklärten Leiber des Lichts, in welchen dieses als die Seele sichtbar wird, in den Pflanzen die Bilder der Weltentwicklung aus dem einfachen Keime durch das Vielfache zur Totalität, als der lebendigen Einheit, leibhaftig erblickte.

So gelangen beide zu Schillers Hause, das Gespräch lockt den begeisterten Anwald der Natur mit hinein. Hier trägt er die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor. Schiller folgt mit Aufmerksamkeit und nach der ihm eigenen scharfen Fassungskraft den anschaulichen Demonstrationen, so wie der mystischen Zeichnung einer

sich bildenden Pflanze. Aber — so mächtig wirkt die einmal als infallibel adoptirte Denkweise der kritischen Schule — das Ende ist doch, daß er den Kopf schüttelte, und die Antwort ist dieselbe, — die wir gelegentlich noch heute hören können: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee!" — Und was ist eine Idee? Sie ist ja eben davon genannt, daß sie nicht wirklich ist, die Idee ist der Gegensatz der Realität, eitel Hirngespinst, eitel Poesie, und Poesie ist dieses, daß sie unwahr, unwirklich ist. Was die Pflanze an sich ist, das können wir einmal nicht wissen, das geht über unsern Horizont, und in Ideen über, die dem Gegenstande fremd sind. —

Das war nach den Prinzipien der Philosophie, zu welcher sich Schiller bekannte, der Sinn seiner kurzen Antwort: sie wirkte wie ein Strom eiskalten Wassers. Mit jugendlicher Begeisterung hatte Göthe die Geheimnisse des Naturlebens, die er belauscht und entdeckt hatte, gelehrt, beschrieben, gezeichnet. Dabei war die Uebereinstimmung des forschenden Geistes mit seinem Gegenstande, das herrschaftliche Eigenthumsrecht des Erstern an den Letztern, stillschweigend vorausgesetzt, aber auch gleichzeitig an der Sache selbst nachgewiesen worden.

Dieses Streben der Pflanze aus dem Ganzen in ihre Theile, aus dem Keime in ihre Formen war ihm selbst ein lebendiges Bild aller Verbindungen und Verknüpfungen in der Natur, und wieder der Natur mit den Menschen, der Menschen mit einander und mit Gott. Das Alles sah er vor Augen, es lag wie zum Greifen vor ihm ausgebreitet.

Und nun folgt auf die aus dem Leben selbst geschöpfte Lehre, welche die Gegensätze verbinden sollte, der kurze Bescheid der Schule, welcher sie wieder trennt. „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee.“

Das war fast zu viel. Der alte Groll will sich regen, die Stiche gegen Göthe in Schillers Abhandlung über Anmuth und Würde kommen wieder in Erinnerung, aber er nimmt sich doch zusammen und versetzt: „Das „kann mir sehr lieb seyn, daß ich Ideen habe, ohne es „zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.“

Auch dieses Wort ist ein Keim gewesen, aus welchem viele Blätter, Blüthen und Früchte hervorgewachsen sind: denn darauf kommt es allein an, daß wir in den Dingen, als den Formen, den Gedanken, den Geist, als das Alleinwirkliche erkennen.

Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Gesetze,
Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferst du hier der Gottheit heilige Lettern,
Ueberall siehst du sie dann auch im veränderten Zug.
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geschäftig,
Bildsam änd're der Mensch selbst die bestimmte Gestalt.
O, gedenke dann auch, wie aus dem Keim der Bekanntschaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entsproß,
Freundschaft sich mit Macht in unserm Innern enthüllte,
Und wie Liebe zuletzt Blüthen und Früchte gezeigt.
Denke, wie mannichfach bald die, bald jene Gestalten,
Still entfaltend, Natur unsern Gefühlen verlieh'n.
Freue Dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,

Gleicher Ansicht der Dinge, damit im harmonischen Anschaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

---

## 5.

## Die Geheimnisse.

XIII, 177. XLV, 327.

---

Unter den mannichfaltigen Gebirgsmassen, welche Catalonien, die östlichste Provinz von Spanien, in den wunderlichsten Formen und Windungen durchschneiden, ragt ein Felsenberg hervor, welcher sich nicht allein durch seine Höhe, sondern auch durch die kühnen, den Zacken einer Säge ähnlichen Spitzen auszeichnet. An und auf diesem Berge liegt das uralte, durch alle Zeiten berühmte, vormals sehr angesehene Benedictiner-Kloster Mont-Serrat, d. h. der Berg der Sägen. Dieses Kloster ist zum Theil nur der Mittelpunkt seiner Angehörigen, welche in dreizehn auf dem Berge zerstreut herumliegenden Einsiedeleien leben, zu denen schmale, gar gefährliche, im schroffen Fels gehauene Stufen führen, die Niemand betreten mag, dem der Schwindel ankommen könnte. Die jüngsten Mönche wohnen am höchsten, sie horsten wie die Adler, drei, vier tausend Fuß hoch über andern Menschenkindern. Maulesel bringen ihnen vom Kloster aus

den nothdürftigen Lebensunterhalt. Die Stationen sind so eingerichtet, daß man in jeder Einsiedelei den Schall der Glocken, die Töne der Orgel, und den Gesang im Chor der Klosterkirche hören kann. Nur an Festtagen versammeln sich Alle zum gemeinschaftlichen Gottesdienste in dieser Kirche. Als Anachoreten einsam und vereinzelt sind sie als Könobiten durch ein gemeinschaftliches Band auf das engste und innigste verbunden.

Von diesen Einsiedeleien haben manche nur so viel Fläche, als die kleine Hütte erheischt; bei anderen befindet sich ein enges Gärtchen daneben; einige scheinen in der Luft zu hängen, man gelangt nur durch Leitern und Brücken über schauerliche Abgründe zu ihnen. Mit den Jahren rücken ihre Bewohner immer tiefer herab: so gelangen sie nach und nach in die dem Kloster näher liegenden Einsiedeleien, aber nicht eher, als bis der Tod des Näheren dem Entfernteren Platz macht: wenn einer abstirbt, folgt der Andere nach: zuletzt kommen sie in das Kloster selbst, — wo die Gräber sind, — die am Ende Alle vereinen.

Dieses Kloster ist es, vor welchem Bruder Marcus nach einem langen, mühsamen Wege durch einen fast unkennbaren in vielen Krümmen sich fortwindenden Pfad spät Abends endlich ankommt. Aber er weiß nicht, wo er sich befindet.

Schon sieht er dicht sich vor dem stillen Orte,
Der seinen Geist mit Ruh' und Hoffnung füllt;
Und auf dem Bogen der geschloßnen Pforte
Erblickt er ein geheimnißvolles Bild.

Er steht und sinnt und lispelt leise Worte
Der Andacht, die in seinem Herzen quillt:
Er steht und sinnt, was hat das zu bedeuten?
Die Sonne sinkt, und es verklingt das Läuten.

Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht:
Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er sieht das Kreuz, und schlägt die Augen nieder.

Er fühlet neu, was dort für Heil entsprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt;
Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie sich das Bild ihm hier vor Augen stellt:
Er sieht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen.
Wer hat dem Kreuze Rosen zugesellt?
Es schwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
Das schroffe Holz mit Weichheit zu begleiten.

Und leichte Silber-Himmelswolken schweben,
Mit Kreuz und Rosen sich empor zu schwingen,
Und aus der Mitte quillt ein heilig Leben
Dreifacher Strahlen, die aus Einem Punkte dringen;
Von keinen Worten ist das Bild umgeben,
Die dem Geheimniß Sinn und Klarheit bringen.
Im Dämmerschein, der immer tiefer grauet,
Steht er und sinnt und fühlet sich erbauet.

Nun thut sich das Thor auf: der Pilgrim, ein Ordensgeistlicher, findet darin zwölf Ritter versammelt, die hier von den Mühen des Lebens ausruhen und die letzte Zeit ihres thätigen Lebens desto ernsterem Nachdenken widmen. Ein Dreizehnter, den sie ihren Obern nennen,

liegt gerade im Sterben. Der neue Ankömmling vernimmt Bruchstücke aus dem Leben dieses bedeutenden Mannes. Den Beschluß dieses ersten Abenteuers macht eine geheimnißvolle Nachterscheinung festlicher Jünglinge, deren Fackeln bei eiligem Laufe den Garten erhellen.

Da fällt der Vorhang: der Dichter hat ihn nicht wieder aufgezogen: erst später hat er sich im Allgemeinen über den ferneren historischen Verlauf und Gedankenzug vernehmen lassen.

Bei weiterer Fortsetzung würde der Leser oder Hörer durch die verschiedenen Regionen der Berge, Felsen und Klippenhöhen geführt worden seyn, um zuletzt auf weite und glückliche Ebenen anzulangen, die nach allen Seiten eine freie Aussicht verstatten. Einen jeden der Rittermönche würde man in seiner Wohnung besucht, und durch Anschauung klimatischer und nationaler Verschiedenheiten erfahren haben, daß hier die trefflichsten Männer von allen Enden der Erde und Zeit bei allen sich hervorthuenden Gegensätzen in der Einheit des Glaubens verbunden sind, ob sie auch unter dem Einflusse der Zeit, der Umgebung, der Luft, des Landstrichs, der Völkerschaft, der Bedürfnisse und Gewohnheiten, Denk- und Empfindungsweisen noch so sehr sich zu trennen scheinen.

Der Mittelpunkt, in welchem sich alle Radien sammeln, ist die christliche Kirche: diese vermag alle Eigenthümlichkeiten zu heiligen und zu verklären, ohne sie zu vernichten: sie ist es, welche zuletzt auf weite und glückliche Ebenen führt, die nach allen Seiten

eine freie Aussicht verstatten, ohne von ihrem Inhalte etwas zu verlieren.

In dem Kloster, welches aus dieser Kirche hervorgegangen ist, hieß der Obere Humanus. Die Menschlichkeit des Menschen ist die Frucht des seligen Glaubens an die Menschheit in Gott und deren Fleischwerdung in Christo. Jetzt stirbt dieser menschliche d. h. dieser niedrige Obere, der durch die Erniedrigung Gottes wieder zur ursprünglichen Menschheit erhöhet wird. Durch wunderbare Schickung und Offenbarung wird statt des Verstorbeneu der arme Pilgrim in die hohe Stelle eingesetzt, welche er, ohne ausgebreitete Umsicht, ohne Streben nach Unerreichbarem, durch Demuth, Ergebenheit, treue Thätigkeit im frommen Kreise gar wohl verdienen mochte.

Hier wäre nun noch mehr, als in dem früheren Entwurfe zu einem Epos von dem ewigen Juden, Gelegenheit gegeben gewesen, zu zeigen, wie jede besondere Religion ein Moment ihrer höchsten Blüthe und Frucht erreiche, worin sie der allgemeinen Vermittlung sich anzuschließen fähig wird. Es kam namentlich darauf an, an jenen zwölf Repräsentanten die Epochen der unterschiedenen religiösen Richtungen, und in diesen, auch in den wunderlichsten Gestalten, die Verehrung Gottes nachzuweisen und anzuerkennen. Aber dazu gehört eben der Standpunkt des Christenthums; darum finden sie auch alle in dem einfachen Christenglauben, in dem Herzen des Bruder Marcus ihre Vereinigung.

Ereignet sich nun diese ganze Handlung in der Charwoche, ist das Hauptkennzeichen dieser Gesellschaft

ein Kreuz mit Rosen rund umwunden, so läßt sich leicht voraussehen, daß die durch den Ostertag besiegelte ewige Dauer menschlicher Zustände auch hier bei dem Scheiden des Humanus sich tröstlich würde offenbart haben.

Auch Dante tritt seine Wanderung durch Hölle, Fegefeuer und Paradies am stillen Freitage an: hier war aber dieser Tag, welcher das große Werk der Erlösung besiegelt, noch bestimmter an der Zeit.

Was aber den Ort der Handlung betrifft, so ist nicht zu vergessen, daß eben dieses Kloster Montserrat, welches der Dichter zu einer Stätte des Friedens und der Versöhnung zwischen allen Religions-Partheien ausersehen hatte, in der jüngstverwichenen Zeit der spanischen Partheiungen den Partheigängern und Ruhestörern zur Niederlage gedient hat, und darüber als ein Hauptheerd der Empörung in Katalonien genannt worden ist.

Ist doch auch das Gedicht selbst nur ein Fragment geblieben! gleich als wenn zur Zeit noch jeder Versuch einer Union als zu voreilig auch im Liede nicht zu Stande kommen sollte. Und doch ist auch das Fragment ein Ganzes im Ganzen. Und so konnten wir auch, noch ehe der Dichter auf den Andrang vieler Verehrer seine Geheimnisse selbst entziffert hatte, aus dem ersten Gesange gar wohl einen allgemeinen Sinn des Ganzen entnehmen, welcher dem Liede wie sein Echo nachtönet.

Ein wunderbares Lied ist uns geworden,
In dem geheimnißreich sich viel begeben.

Ein Räthsel blieb der Pilger, Kreuz und Orden,
Des Kreuzes Träger, wie sein Tod und Leben.
Wer öffnet jenes Schlosses innre Pforten? —
Wer diese öffnet, dem ist's auch gegeben,
Des Daseyns Zauberformel auszulegen,
Wozu wir, oft getäuscht, doch Hoffnung hegen.

Wird Lied und Daseyn auch mit allem Sinnen
Nicht ganz gelöst, nicht ganz des Lebens Fülle
Erschöpft, so läßt sich Vieles doch gewinnen.
Es blickt der Sinn durch der Erscheinung Hülle,
Und das Verständniß kann nie ganz entrinnen,
Wo rein das Anschaun waltet, ernst der Wille.
Drum dürfen wir uns frisch und ohne Zagen
Ans Lied wie an des Lebens Räthsel wagen.

Wohl staunt der Pilger, Nachts und früh am Morgen,
Vor tausend Bildern, die vorübergleiten:
Wohl spricht der Rittersmann, versenkt in Sorgen,
Vom Ordensmeister: aus dem Strom der Zeiten
Quillt manches Bild, doch bleibt der Sinn verborgen.
Denn was wir haben, suchen wir im Weiten,
Und jenseits, wo Gedanken=Schatten schalten,
Da suchen Alle Gott und Gottes Walten.

„Nicht einmal nur im flücht'gen Lauf der Sage
Erschien der Herr in Knechtsgestalt auf Erden."
So geht am Indus uralt dunkle Sage.
„Gott Mahadöh liebt menschliche Geberden,
Und daß er immer Menschenantlitz trage,
Beharrt er untergeh'nd im neuen Werden."
So zeigt sich auch in wahnbeschwerten Worten
Das Wort, das selbst nur einmal Fleisch geworden.

Doch Mensch ist's ewig, das nach seinem Bilde
Den Menschen schuf: drum ist's uns immer nah.
Das Licht der Wahrheit geht durch die Gefilde
Des Erdenrunds und überall ist's da.

Hier dämmerts, hier erblinkt's, hier scheint's so milde,
Hier strahlt's hoch im Zenit als Hephata.
Wie sich durch zwölf der Zeichen Sonne Bahn bricht,
So dringt die Wahrheit durch, so strömt aus Wahn
Licht.

Jetzt seht das Kreuz von Rosen rund umwunden:
Den Gottes Wiederschein im Rosenkranze.
Als Rosen blüh'n versöhnt die blut'gen Wunden. —
Seht Ihr dreifach die Eins im Strahlen-Glanze
Gebrochen, und in Einem Drei verbunden?
Und seht Ihr, wie im leichten Geistertanze
Die Silber-Himmels-Wolken drüber schweben,
Die Einheit in der Dreizahl zu beleben?

Nicht Gott, nicht Mensch beständ' als Zwei, in Spaltung!
Ist nicht die Zwei der Einheit schier zum Hohne?
Wo bliebe Bindung in der Welt Entfaltung?
Ach, trennt sich nicht der Vater selbst vom Sohne?
Da naht der Geist, auf daß der Einheit Haltung
Im Unterschiede sanft vermittelnd wohne!
Und liegt nicht selbst in jeglicher Erscheinung
Die heil'ge Dreizahl als der Zwei Vereinung?

Jetzt stirbt Humanus, der, vom Wort durchdrungen,
Das Mensch geworden, neu als Mensch geboren,
Der Menschheit Urbild wiederum errungen.
Und wie? Dräng's doch in Aller Herz und Ohren!
Er hat das eigne Selbst, das trennt, bezwungen,
Und Gott als eignes Eigenthum erkoren.
Wer sich bezwingt, bezwingt auch Bär' und Drachen
Solch Wappen mahnt zu beten und zu wachen.

Und eben in der Nacht, da er verschieden,
Verschwinden mit des Morgens ersten Zeichen
Der Engel Drei, die ihn vereint hienieden
Begleitet. Leib und Seel' und Geist, sie steigen

Schon auf. Seht, wie zu neuem Bund in Frieden
Sie, eh' sie schwinden, sich die Hände reichen.
Indem sie noch die Fackeln abwärts neigen,
Graut Ostern schon zu ueuem Lebens-Reigen.

---

## 6.

## Göthe in Seegefahr.

XXVIII. 230.

---

Unter einem ganz reinen, wolkenlosen Himmel glänzte das ruhige, kaum bewegte Meer, das bei einer völligen Windstille endlich wie ein klarer Teig vor Augen lag. Das Schiff steuert von Messina nach dem Golf von Neapel: es trägt unter vielen werthen Menschenkindern auch den deutschen Dichter nebst einem Maler. Von dem Dichter aufgemuntert zeichnet Kniep fleißig, was er in solcher Farbenkunst und solchen Linien nicht wieder geben zu können erst bedauert hatte. Mitten in dieser zaubersüßen Stille entsteht auf einmal große Unruhe unter den Passagieren. Eben diese Windstille verkündigte einen fast unvermeidlichen Untergang. Die Meerenge war verfehlt: das Schiff befindet sich bereits in der Strömung, welche durch einen sonderbaren Wellenschlag so langsam als unwiderstehlich nach dem schroffen Felsen sich hinzieht, wo auch nicht ein Fuß breit Vorsprung zur Rettung gegeben ist.

Nicht die geringste Bewegung war in der Luft zu bemerken. Desto mehr Unruhe unter den Menschen: viel Streit und Zank mit den bittersten Vorwürfen gegen Schiffskapitain und Steuermann.

Da tritt unser Freund auf, „dem von Jugend an Anarchie verdrießlicher gewesen, als der Tod selbst, und redet ihnen zu, ungefähr mit ebensoviel Gemüthsruhe als den Vögeln von Malsessine.“ Nun durfte er aber auch nicht verschmähen, die Vorstellung zu ergreifen, in welchen seinen katholischen Leidensgenossen die ewige Wahrheit zugänglich war, indem er ihnen jetzt eine See-Predigt hält.

Nach der christlichen Religion bedürfen alle Menschen zu ihrer Erlösung und Versöhnung eines Mittlers zwischen Gott und Mensch, der beides ist. Demohngeachtet giebt es Christen, welche auf den Grund einer natürlichen Religiosität, weil sie einerseits ihren Schaden, andererseits das Heil Gottes in Christo nicht recht erkennen, auch ohne den Sohn zum Vater den Zugang zu finden meinen. Dagegen giebt es wieder Andere, die an jener ewigen Vermittlung noch nicht genug haben, sondern außer des Mittlers auch noch eine Vermittlerin zwischen ihnen und dem Mittler bedürfen.

Zu diesen gehörten die zagenden Reisegefährten, und der Dichter mußte auf diese Vorstellung eingehen. „Was Euch betrifft,“ so schloß er, „kehrt in Euch selbst zurück, und dann wendet Euer brünstiges Gebet zur Mutter Gottes, ob sie sich bei ihrem Sohne verwenden wolle,

daß dieser für Euch thue, was er damals für seine Apostel gethan, als auf dem stürmenden See Tiberias die Wellen schon in das Schiff schlugen, der Herr aber schlief, der jedoch, als ihn die Trost- und Hülflosen aufweckten, sogleich dem Winde zu ruhen gebot, wie er jetzt der Luft gebieten kann, sich zu regen, wenn es anders sein heiliger Wille ist."

Diese Erinnerung an den Mann, dem Wind und Meer gehorsam sind, der den Wind in seine Hände fasset und die Wasser in ein Kleid bindet, und die Himmel zusammenrollet wie ein Tuch, — diese Erinnerung that die beste Wirkung. Alles lag auf den Knieen, mit mehr als herkömmlicher Inbrunst die gelernten Litaneien leidenschaftlich zu beten.

Unterdessen geht der Prediger in die Cajüte hinunter: halb betrübt legt er sich auf seine Matratze, „doch aber mit einer gewissen angenehmen Empfindung, die sich vom See Tiberias herzuschreiben schien, und ganz deutlich schwebte mir das Bild aus Merians Kupfer-Bibel vor Augen."

Nicht lange darauf erscholl ein lauter Lärm in die Cajüte hinunter. Die Luft hatte sich wirklich wieder leise zu regen angefangen. Schnell wurden die Segel aufgezogen, und es dauerte nicht lange, da war das Schiff mit seiner Mannschaft gerettet.

# 7.

## Die Vorsehung und die Bettelleute.

XLV. 246.

---

Bei Gelegenheit der sonderbaren Führungen, welche uns an dem deutschen Gil Blas als sichtliche Spuren einer leitenden Vorsehung interessiren, erinnert sich der Dichter unter andern zuströmenden Reminiscenzen eines prägnanten Ausspruchs von Hamann über Zufall und Vorsehung, und den Widerspruch zwischen Beiden. Denn die Weltordnung setzt eine Vorsehung voraus, ohne welche Nichts bestehen kann, und damit schließt sie den Zufall aus, welcher doch für uns Zufall ist, weil wir den Zusammenhang nicht einsehen.

Zugleich bringt er den weltberühmten Biographen Plutarchus von Chäronea und den namenlosen Schuhmachermeister Steube in Gotha in Vergleichung, denn beide wissen sich, so verschieden auch ihr Standpunkt im Reiche des Wissens seyn mag, in den vorkommenden Begegnissen und Verhältnissen nicht zu helfen, wenn sie nicht ein über Alle waltendes höchstes unerforschliches Wesen annehmen, dessen Regierung uns in ihren letzten Gründen verborgen bleibt. Auch Wilhelm Meisters Lehr- und Wander-Jahre bestehen durchgehends in solchen geheimnißvollen Führungen, deren Fäden sich nicht bis auf den Anfang zurück verfolgen lassen.

Aber hier ist es der deutsche Gil Blas, woran der Dichter eine Reihe frommer Betrachtungen anknüpft, welchen er sich wie ein Kind überläßt, indem er seinen eigenen Lebensführungen nachsinnt. Es ist ihm oft vorgeworfen worden, daß er sich über dergleichen Verhältnisse vornehm hinweg setze und eilig darüber hinwegschlüpfe, daß er solchen Mahnungen und Erbauungen weder Mund noch Ohr leihe, daß er sich auf alle Weise davon möglichst frei zu halten suche, wenn er auch den Schwächeren oder den Frauen ihren Geschmack daran nicht verleiden möge. Und so viel ist wahr, daß er in diesem Felde mehr als in einem andern alle Manier, alles Erkünstelte haßt und flieht. Aber hier wird er auf einmal redselig, er kommt aus seinem Kämmerlein heraus, und will uns nichts mehr vorenthalten. Was sonst in Dichtungen und Gleichnissen verhüllt wird, und nicht so leicht sich enthüllt, das liegt nun offen zu Tage. Es ist eine ungewohnte Parrhesie, womit uns ein reicher Geist sein volles Herz eröffnet, indem er Kleinigkeiten aus seinem Leben erzählt, die Viele an ähnliche Erlebnisse erinnern können, und um so wichtiger sind, weil sie als Kleinigkeiten nur zu leicht spurlos an uns vorübergehen. Das Kleinste geht als das Feinste am leichtesten verloren, und das Geringfügige wird mit Füßen getreten, eh' es die Augen bemerken; darauf werden wir hier aufmerksam gemacht.

Der Greis zeigt uns, wie er ungesucht in den kleinsten Zufälligkeiten des Lebens, in den alltäglichsten Begegnissen, die wir am wenigsten zu beachten pflegen, den

Finger der Vorsehung gefunden und erkannt, anderwärts aber denselben sogleich verloren habe, wenn er absichtlich darnach gesucht, oder sich der Vorsehung zum Werkzeuge habe aufdringen wollen. Hiernach sucht er das Verhältniß des Menschen zur göttlichen Vorsehung zu erklären: hieraus sucht er auch zur praktischen Lehre für das Leben durch die That zu beweisen, daß wir in denselben Verhältnissen nichts selbst machen, noch aus dem Stegreife darauf ausgehen können, aber bereit stehen müssen, dem Herrn zu dienen, wenn er uns ruft.

---

„Nicht Jedermann reist mit Extrapost von guten Empfehlungen und gültigen Wechseln begleitet durch die Welt, gar Mancher muß auf seinen eigenen Füßen fortschlendern, und sich selbst zu empfehlen suchen, welches am besten geschieht, wenn er sich brauchbar oder angenehm zu zeigen weiß. Hier bedient sich nun die Vorsehung öfters gleichgültiger Personen, die sich in einem behaglichen Zustande befinden, als Werkzeuge, welche, unbewußt, höherem Zwecke zu Dienste stehen."

„Das alte wundersame Beispiel ist mir immer im Leben gegenwärtig gewesen, wie ein guter, ehrlicher Landmann und Hausvater seinen Schnittern das ersehnte Mus zur Erquickung bringen will, von dem Engel aber beim Schopfe ergriffen den Propheten in der Löwengrube speisen muß. Bei einem langen Leben konnte man ähnliche Erfahrungen gar öfters machen."

Dem Dichter begegneten solche Erfahrungen namentlich mit Bettlern, hauptsächlich mit wandernden Handwerksburschen, mit denen er früher als Fußreisender oft in Verbindung gekommen war.

Solchen Bedürftigen sah er bald durch Zufälligkeiten eine reichere Gabe zugewendet, als sie erwartet hatten, bald durch absichtliche Vorbereitung für sie die zugedachten Zehrpfennige entzogen, und wiederum durch einen ihnen im Mißwollen bereiteten Verdruß das Doppelte und Dreifache von dem, was ihnen entzogen werden sollte, auf das Ueberraschendste in den Schoos geschüttet.

So sehen wir ihn auf dem Schloßberge bei Töplitz in dem verdrießlichsten Regenwetter. Als er sich nun selbst ein Räthsel schien, denn er wußte nicht, wie und warum er eigentlich in solcher unfreundlichen Witterung heraufgekommen, bot sich ihm die willkommenste Auflösung. Denn mit armen Wandersleuten zusammengeführt erkannte er bald, daß er heraufgeschickt oder gleichsam beim Schopfe herangezogen worden war, um hier für einen armen schönen Knaben seine Taschen zu leeren.

„Ahnet man nun, daß solche Zufälligkeiten durch einen unerforschlichen Willen gelenkt werden, so hüte man sich ja, dergleichen Scenen selbst herbei führen zu wollen.“

So fuhr unser Freund einmal einen ganzen Tag mit Geldstücken in der Hand, die er bedürftigen Wanderern bestimmt hatte; und er konnte keins los werden:

auf der belebtesten Straße kam ihm kein einziger Handwerksbursche entgegen.

Ein andermal konnte er einem Knaben, der am Wege herlief, nichts geben, weil der Kutscher, acht- und theilnahmlos wie er war, zu scharf vorübergefahren war. Nach zweistündiger Fahrt geht's an einer Stadt vorüber. Knaben schreien: es sitze Jemand hinten auf. Es wurde ohnehin angehalten. Mit dem Reisenden sprang in demselben Augenblicke ein Knabe verschüchtert hinten ab, es war derselbe, welcher vor zwei Stunden um ein Almosen gebeten hatte. Hätte vorher der Kutscher mehr Acht gehabt, und den bittenden Knaben nicht übersehen, so würde er ein geringes Almosen erhalten haben; hätten jetzt die Knaben nicht aus Schadenfreude seinen heimlichen Sitz verrathen, so würde er sich ohne alle Gabe ganz sachte herunter gelassen und weg geschlichen haben: nun aber konnte er sich der ihm vorher bestimmten Gabe doppelt erfreuen. Und so konnte der wandernde Knabe wohl auch sagen: Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen: aber Gott gedachte es gut zu machen. Noch weniger konnte der Dichter solche Erfahrungen übersehen, wiewohl sie die kleinsten Zufälligkeiten des Lebens betreffen: sie mußten ihn in der Ueberzeugung bestärken, „daß es dem Menschen wohl ziemen mag, auf allen seinen Wegen für die ihm so nahe gelegte Verbindung mit dem Unerforschlichen sich offen zu erhalten, ohne sich darum einen allzuvertrauten Umgang mit demselben anmaßen zu dürfen, in welchem sich Glaube und Aberglaube nicht mehr unterscheiden lassen." In dieser Beziehung konnte er sei-

nem Freunde Stilling nicht folgen, worüber sich Beide in späteren Jahren, wie Göthe mit Betrübniß erzählt, einigermaßen von einander entfernt fühlten. Der theure, fromme Stilling hat es aber auch selbst eingesehen, daß er sich oft getäuscht, und hat es auch selbst bekannt, ohne darum an der ihn leitenden Vorsehung irre zu werden.

Nachdem der gesprächige Greis in diesen Weisen des Verhältnisses der Menschen zu Gott, und des Umgangs, der uns in dieser Beziehung gestattet wird, vielfach gedacht hat, kommt er auf die Gemeinschaft der Menschen untereinander: er gedenkt der ältern Zeiten, wo fromme Pilger eine gute Bewirthung, einen kleinen Zehrpfennig niemals ablehnten. Ferner berechtigte das sechszehnte Jahrhundert, so erzählt er, die wilden Studirenden auf ihren stromartigen Wanderungen zu einem etwas kräftigeren Heischen, welches denn auch unter einem ritterlichen Ausdrucke geübt wurde. Dann bemächtigten sich die Handwerker desselben und es war keine Schande, daß ein Durchwandernder von Haus zu Haus sich ein Weniges erbat.

Der Dichter beklagt es aufrichtig, daß jetzt so viele Handwerker vorüber ziehen, nicht grüßend wie sonst, und noch weniger eine milde Gabe heischend. Der innige Verband zwischen den Wandernden und Weilenden ist zerrissen.

Er schließt endlich seine Mittheilungen mit einer Vergleichung protestantischer und katholischer Bettler und

Bittender. „Der Erste wünscht ganz ruhig: Gott möge Euch für Eure Gabe belohnen, ohne daß er es unternimmt, hierbei mitzuwirken, und so seyd Ihr für immer geschieden. Der Andere sagt: er werde für Euch beten, Gott und seine Heiligen bittend bestürmen, bis sie Euch mit den besten leiblichen und geistlichen Gütern überschütten." Und so seyd Ihr für immer verbunden. — „Es hat, wenn man zart gestimmt ist, wirklich etwas Rührendes, zu sehen, wie Derjenige, der, bei einem unmittelbaren Verhältnisse zu dem Höchsten Wesen durch's Gebet, für sich selbst keinen leidlichen Zustand erflehen kann, dessen ungeachtet den Glauben hegen darf, der Patron eines Andern, Reicheren, Begünstigteren seyn zu können, indem er betend von vielen Clienten begleitet vor Gott erscheint." Dieß ist der Zugang, der Alle gleich macht, den der Aermste und Elendeste mit dem Reichsten und Mächtigsten gemein, oder gelegentlich ob der Noth, die zu Gott treibt, vor Jenem voraus hat.

Wollten wir nun alle diese Begegnisse und Betrachtungen zur Lehre und Uebersicht zusammen fassen, so würden wir desto bestimmter dreierlei Verhältnisse zu beachten haben. Das Erste ist die Gemeinschaft Gottes mit dem Menschen, wie Gott den Menschen zu seinem Dienste braucht, und theils unbewußt, theils bewußt, theils äußerlich, theils innerlich anfaßt. Das ist eben das Große an dem Menschen, daß Gott durch den Menschen auf die Menschen wirkt, und den Menschen zu setnem Dienste als Werkzeug braucht, und doch Jedem die Wahl läßt, ob er's auch freiwillig thun will, damit er auch den Lohn

davon habe. Das Zweite ist die Gemeinschaft des Menschen mit Gott, welche sich im Gebete offenbart, von dem der große Gott nicht unberührt bleibt, so arm, schwach und elend es auch sey. Das Dritte ist die Gemeinschaft der Menschen unter einander, welche sich in gegenseitiger Aushülfe, im Geben und Mittheilen bethätigt. — Gott hilft dem Menschen durch den Menschen mittelst der Gemeinschaft, welche die Menschen untereinander verbindet, wenn sie sich nicht selbst von einander lossagen.

---

## 8.

## Göthe und die Fürstin Gallizin.

XXX, 234.

---

Von den mannichfachen Zerstreuungen muthwilligen Lebens, die doch meist zu ernsten, ja religiösen Betrachtungen Anlaß geben, kehrte der Jüngling immer wieder zu jener Freundin zurück, welche wie im Zauberspiegel höherer Welt, so lieb und gut unter ihres Gottes Flügel, der für uns litt, leidend ruht. Ihre Gegenwart war es, welche seinen stürmischen, nach allen Seiten hinstrebenden Neigungen und Leidenschaften wenigstens auf Zeit beschwichtigte, wenn er auch dann immer wieder die weitere

Ausbildung seiner Kräfte im Sturmes-Drange des Lebens gewähren lassen mußte.

XXVI, 303.

Jetzt sehen wir ihn als Mann aus den Stürmen des Kriegs in einen ähnlichen Hafen einlaufen. Er kommt nach Münster: die Fürstin herbergt ihn, wie einen Bruder.

Da erzählt der Reisende in einer Gesellschaft frommer Katholiken, welche die Fürstin versammelt hatte, von den Römischen Kirchfesten, über Charwoche und Ostern, Frohnleichnam und Peter Paul: sodann zur Erheiterung die Pferdeweihe, woran auch andere Haus- und Hofthiere Theil nahmen.

„Diese Feste," so erzählt er selbst, „waren mir damals nach allen charakteristischen Einzelnheiten vollkommen gegenwärtig, denn ich ging darauf aus, ein Römisches Jahr zu schreiben, — den Verlauf geistlicher und weltlicher Oeffentlichkeiten; daher ich denn auch sogleich jene Feste nach einem reinen directen Eindrucke darzustellen im Stande, meinen katholischen frommen Cirkel mit meinen vorgeführten Bildern eben so zufrieden sah, als die Weltkinder mit dem Carneval. Ja, einer von den gegenwärtigen, mit den Gesammt-Verhältnissen nicht genau bekannt, hatte im Stillen gefragt: ob ich denn wirklich katholisch sey. Als die Fürstin mir dieses erzählte, eröffnete sie mir noch ein anderes; man hätte ihr nämlich vor meiner Ankunft geschrieben, sie solle sich vor mir in Acht

nehmen, ich wisse mich so fromm zu stellen, daß man mich für religiös, ja für katholisch halten könne.

Geben Sie mir zu, verehrte Freundin, rief ich aus, ich stelle mich nicht fromm, ich bin es am rechten Orte, mir fällt nicht schwer, mit einem klaren unschuldigen Blick alle Zustände zu beachten, und sie wieder auch eben so rein darzustellen. Jede Art fratzenhafte Verzerrung, wodurch sich dünkelhafte Menschen nach eigener Sinnesweise an dem Gegenstande versündigen, indem sie ihn entstellen, um ihn zu bekämpfen, war mir von jeher zuwider. — Was mir widersteht, davon wende ich den Blick weg: aber manches, was ich für meine Person nicht gerade theile, mag ich gern in seiner Eigenthümlichkeit erkennen: da zeigt sich dann meist, daß die Andern eben so recht haben nach ihrer eigenthümlichen Art und Weise zu existiren, als ich nach der meinigen. Hierdurch war man denn auch wegen dieses Punktes aufgeklärt, und eine fremde feindliche Einmischung in unsere Verhältnisse hatte gerade im Gegentheil, wie sie Mißtrauen erregen wollte, Vertrauen erregt.

In einer solchen zarten Umgebung wär' es nicht möglich gewesen, herb' oder unfreundlich zu seyn, im Gegentheil fühlte ich mich milder, als seit langer Zeit, und es hätte mir wohl kein größeres Glück begegnen können, als daß ich nach dem schrecklichen Kriegs- und Fluchtwesen endlich wieder fromme menschliche Stille auf mich einwirken fühlte."

Der Dichter bewährt sich hier wiederum in der Weise,

daß er jede Form der Wahrheit anerkennt, aber gegen ihre Ausschließlichkeit protestirt, und eben so jede Mittheilung benutzt, aber zur inneren Vermittlung Zeit verlangt, und sich nichts direct aufdringen läßt.

In dieser Weise hatte er schon so viel früher an Lavater geschrieben: „Lieber, du redest mit mir als einem Ungläubigen, der begreifen will, der bewiesen haben will, der an seinem Herzen nichts erfahren hat. Und von alle dem ist gerade das Gegentheil in meinem Herzen. Der Streit entsteht nur daraus, daß ich die Sachen unter andern Combinationen sentire, und darum ihre Realität ausdrückend, sie anders benennen muß."

Unter solchen Eröffnungen und Bekenntnissen kam nur zu bald der Abschied heran.

„Die Fürstin kündigte mir an, sie wolle mich auf die nächste Station begleiten: sie setzte sich zu mir im Wagen, der ihrige fuhr nach. Die bedeutenden Punkte des Lebens und der Lehre kamen abermals zur Sprache: ich wiederholte mild und ruhig mein gewöhnliches Bekenntniß: auch sie verharrte bei dem ihrigen. Jedes zog nun seines Wegs: sie mit dem nachgelassenen Wunsche: mich wo nicht hier doch dort wieder zu sehen."

„Bei dem Abschiede," so schrieb unser Dichter früher selbst aus Rom, „fällt einem doch immer jedes frühere Scheiden, und auch das künftige, letzte unwillkührlich in den Sinn;"

XXVII, 285.

und mit dem Scheiden auch das Wiedersehen. Das Wie-

derselhen ist aber eben dieses, daß die Unterschiede, die uns etwa beim Scheiden noch scheiden, immer mehr vermittelt und versöhnt werden. Und so ist denn nun schon längst für Beide, für den Dichter und die fromme Fürstin, jenes letzte Scheiden herangekommen auf Wiedersehen.

---

## 9.

## Die Resignation.

### Aus dem dreizehnten Capitel der Wanderjahre erster Redaction.

---

Es wird noch eine geraume Zeit vergehen, bis die Wanderjahre, erster und zweiter Redaction, nach ihrer wunderbaren Form zu einer reinen Kunstanschauung, nach ihrem tiefsten Sinne zu einem vollständigen Verständnisse durchdrungen werden. Die Form windet sich, gleich dem großartigsten Bauwerke alter Zeit, aber mit der Heiterkeit und Freiheit der höheren Stufe weiterer Entwickelung, durch die mannichfachsten Verschlingungen hindurch, und aus den verschiedenartigsten Erzählungen, Mährchen, scheinbaren Episoden, Tagebüchern und Träumen herauf: es ist Alles nur lose verbunden, wie willkührlich durcheinander geschoben, wie aus dem Stegreife eingeschaltet, und mitten im Verlaufe wieder abgebrochen.

Gleichermaßen tritt der Sinn in vielfältigen Andeutungen und Sentenzen, Gnomen und Liedern bald hervor, bald zurück; denn er wechselt und schwankt. Und was ist der Hauptgedanke oder die Hauptsumme aller Gedanken? „Einzelne Stellen deuten auf den hohen Sinn des „Entsagens, durch welchen der eigentliche Eintritt in's „Leben erst denkbar ist." Sodann treffen wir deutlichere Zeichen einer Geschichte nach Jahren, Monaten, Wochen und Tagen, „so daß wir uns überreden dürften, wieder „in der wirklichen Welt zu wandeln, wenn uns nicht „auch hier verschiedentlich hinzugefügte Zeichen und Chif„fern befürchten ließen, eine geheimere Bedeutung werde „uns immer verborgen bleiben."

„Was uns aber ganz aus aller historischen Fas„sung bringt," das ist die weitere Lebensführung aus dem metallreichen Gebirge über dessen zur weiten Fläche sich ausbreitenden Gipfel „durch schroffe, kaum zu ersteigende Schluchten und Felsen," bis zu der hervorspringenden „Klippe, deren Gipfel nur einem einzigen Stehenden Raum gab, welcher, in die gräuliche Tiefe hinabschauend, gewaltsame Bergströme durch schwarze Klüfte schäumen sah." Hier war weder Zeit, noch Platz sich niederzulassen: nur zum freien Stehen war Raum, und auch nur für Einen: aber wer hätte auch hier an's Sitzen denken können, wo Alles zu stehen, zu sehen, zu vertrauen aufforderte? Hier gilt es, zu stehen und wach zu bleiben. Und wer so stehet, der sehe wohl zu, daß er nicht falle: denn der Abgrund ist gleich daneben.

Gegenüber lagen in unermeßlicher Ferne andere Höhen, aus welchen man „mit bloßen Augen ganz deutlich mehrere Personen oben versammelt erblicken konnte.“

Es waren meist Frauenzimmer. Und am äußersten Rande stand Natalie vor dem jähsten Abgrunde auf steilster Bergspitze. So steht sie drüben, und der Wanderer steht hüben, beide als Pilger in schwindelnder Höhe, — wer wird sie erretten? — beide unerreichbar fern und doch magisch nah, — wann werden sie sich vereinigen? — beide durch Zeichen und Winke sich gegenseitig verständigend, in dem seltsamsten Gefühle zwischen Nähe und Ferne schwankend, und von Augenblick zu Augenblick beides verwechselnd.

„Das ist ihre reine, holde Gestalt, ihre schlanken „Arme, die mir einst so hülfreich erschienen, und mich, „nach unseligen Leiden und Verworrenheit, endlich doch, „wenn auch nur für Augenblicke, theilnehmend umfaßten!“ Und ist es nicht auch ein dankenswerthes Glück, wenn uns das, was uns in der Zeit auf die Dauer versagt ist, wenigstens auf einen Augenblick entzückt, bis die Zeit aus ist, die uns davon trennt?

„Genug, die Theuere sah ich so genau und deutlich „als zu erreichen, ob ich gleich ihre Gesellschaft noch „nicht zu erkennen vermochte. Indem ich mich nun auch „hierum bemühte, und nach ihr um desto mehr bestrebte, „da drohte der Abgrund mich zu verschlingen, hätte nicht „eine hülfreiche Hand mich ergriffen, und zugleich — „der Gefahr, wie dem schönsten Glücke entrissen.“ —

Wer zweifelt nun noch, daß Wilhelm, nachdem er endlich gefunden, von neuem zu langer Wanderschaft und herbem Entsagen berufen, seine Natalie niemals zur Frau bekommen, und hienieden ihres Besitzes auf die Dauer nie gewiß werden wird? Sondern er muß solchem ruhigen und dauerhaften Liebesglücke für dieses Leben entsagen um des Wanderns willen. Er wird sich auch niemals eine feste Hütte bauen, und keine bleibende Statt gewinnen, sondern er sucht die zukünftige.

An diesem Lebensloose geht freilich das Allgemeinere Jeden an: aber die besondere Führung betrifft einen Einzelnen, welchem sich die Arme der Liebe eben so oft öffnen, als wieder entreißen und entwinden. Bald tritt ihm das Glück ganz nahe, aber plötzlich ist es wieder entfernt: und gegenüber erscheinen auf schwindlicher Höhe der Frauenzimmer Mehrere, und keine erscheint vergeblich, aber sie bleiben zur Zeit alle unkenntlich bis auf Eine, welche vor Allen hervortritt, und doch nicht zu erreichen ist.

Und wer ist dieser Einzelne? Er heißt Wilhelm. Aber wer ist dieser Wilhelm? Sollte er denn so schwer zu erkennen seyn, der Wanderer auf der Felsklippe, von den holdesten Erscheinungen durch unerreichbare Ferne getrennt? — Wer ihn erkennt, der wird dem Dichter selbst eine Thräne der Rührung nachweinen, aber dann auch desto freudiger das Auge nach Oben richten, wo die Thränen getrocknet werden und einem entsagenden Wan-

derleben nach bestandener Läuterung die Vollendung und Verklärung aller Sehnsucht, aller Wünsche und Hoffnungen verheißen ist.

---

## 10.

## Die Wahlverwandtschaften.

---

Die Wahlverwandtschaften enthalten nach des Verfassers eigenen Bekenntnissen einen aus dem Leben selbst entnommenen Kommentar zu Matth. 5, 28. in Verbindung mit Joh. 8, 7. Allein damit ist der reiche Inhalt der darin niedergelegten Lebenserfahrungen, und die Fülle der darunter verborgenen Gesinnung noch nicht erschöpft. Näher betrachtet zerfällt das Thema der Wahlverwandtschaften in zwei unterschiedene Theile: es sind die beiden Seiten, oder die entgegengesetzten Pole, welche die Wahrheit überhaupt an ihr selbst hat. Und jeder Theil dieses Themas hat auch seinen besondern Bibeltext zur Unterlage.

Der erste Theil handelt von dem Gesetze und dessen Heiligkeit, von der Unverbrüchlichkeit dieses Gesetzes, welches innerhalb seiner Gränzen keine Ausnahmen duldet,

näher von der Ehe auf Erden, welche schon in der Sprache mit dem Gesetze das Wort theilt, insbesondere von der Uebertretung des Gesetzes und dessen unausbleiblichen Folgen, welche die Empfindung mit ihrem guten Rechte als Leiden bezeichnet und an dem leidenden Nächsten mit leidet, hingegen die Gerechtigkeit mit ihrem guten Rechte dem Nächsten als Strafen zurechnet. Damit ist einerseits die Heiligkeit und Unverbrüchlichkeit des Gesetzes, und dessen Herrschaft über jedes ihm entgegengesetzte, von der Macht der Natur begünstigte Verlangen, andererseits die Macht des Geistes diesem Gesetze Folge und jedem ihm zuwiderlaufenden Zuge der Seele Widerstand zu leisten unumwunden anerkannt. Der Text zu diesem ersten Theile ist bereits genannt, er ist von dem Dichter selbst bezeichnet worden.

Aber so hehr und heilig das Gesetz ist innerhalb des Gebietes, für welches es Gott verordnet hat, so ist doch darum das Verlangen, welches ihm gegenüber tritt, an und für sich noch nicht unheilig, sondern es mag ihm eine Macht der Wahrheit, ein Zug der Seele zur Seele zum Grunde liegen, nur daß es warten muß, bis es zu seiner Bestimmung und Verklärung kommt. Ein solches Verlangen wird erst zur Sünde, wenn es sich innerhalb der Gränzen des Gesetzes gegen dasselbe geltend machen will, da doch erst jenseits jener Gränzen seine Gültigkeit anhebt. Ist doch jede Sünde die Verkehrung und Verzerrung eines ursprünglich Guten. Hier beginnt der andere Theil des allgemeinen Thema, der Gegenpol der

Wahrheit, welche der Roman von den Wahlverwandtschaften so laut predigt.

Dieser zweite Theil handelt von dem Jenseits, wo das erste Gesetz aufhört und seine Gränze findet, und das andere Gesetz anhebt. Der Text dazu ist im Evangelium Lucä 20, 35. enthalten. Jenseits ist die Ehe in ihrer um unserer Herzens Härtigkeit willen, um der Sünde willen verordneten Ausschließlichkeit aufgehoben. Jenseits freien sie nicht, und lassen sich nicht freien um sich allein anzugehören und alle anderen Seelen-Bezüge auszuschließen, sondern es bestehet eine Verbindung der Seelen neben der andern und in der andern, eine dient der andern zum Komplemente und zur Verklärung, ohne daß sich darum eine mit der andern vermischt, denn es thut keine der andern Eintrag oder Einspruch. Jeder Verbindung kommt vielmehr ein besonderes Verhältniß, eine eigenthümliche Richtung zu, womit die Zucht des Geistes gegeben ist und aus dem Wesen der Verhältnisse sich selbst innerlich entwickelt, ohne daß sich das Gesetz mit seinem Verbote: Du sollst nicht heiser zu schreien braucht. Aber für diese Welt taugt dieses höhere Gesetz nicht, denn es führet hienieden in's Fleisch. Hiermit erklärt und verklärt sich zugleich die Saducäische Kasuistik von dem jenseitigen simultanen Verhältniß jener Frau zu den sieben Männern, welche sie hienieden hintereinander gehabt hat.

Hiermit ist aber auch das innerste Mysterium der Wahlverwandtschaften und die verborgene Gesinnung des

Dichters in allgemeinen Umrissen bezeichnet. Es that wohl Noth, den Kern züchtig zu verwahren und zu verschleiern: denn es ist hier Alles so zart, daß es sich sogleich in Sünde verkehrt und in's Fleisch verzerrt, wenn es mit ungewaschenen Händen angetastet wird.

## II.

# Anklage und Vertheidigung.

### Ein Prozeß ohne End-Urthel.

---

Dabei muß ich doch stehen bleiben, darauf muß ich doch immer wieder zurückkommen, sagte D. Gregorius: Göthe ist ein großer hochbegabter Dichter, in der Form unübertrefflich, und nach dem Inhalte ein unvergleichlicher Naturdichter, ein Dichter alles dessen, was da ist, er weiß die tiefsten Saiten des natürlichen Menschen, das zarteste Beben der Empfindung, Alles, was sich im Reiche der Natur und der natürlichen Menschenseele entdecken läßt, mit wenigen Zauberworten zur Stelle zu bringen; aber hier ist ihm auch durch sein eigenes Leben seine Gränze gesteckt: das reinsittliche Gebiet ist ihm zu herbe, das Leben in der Idee, das Christenthum mit seiner innerlichen Erneuerung und Wiedergeburt, sind Sphären, die ihm fremd geblieben sind, die ihn kalt gelassen haben, die ihn abstoßen: er schließt mit der Natur

ab, alles Uebernatürliche ist ihm überschwenglich, das Uebersinnliche unzugänglich, das Sollen unbehaglich.

Nach Ihrer Schilderung, erwiederte der Baron Brandenstein, gehört Göthe recht eigentlich jener Denkweise an, welche in seine Zeit fällt, und sich Transcendental-Philosophie nannte, welche darin besteht, daß sie uns jeden Schritt in das Jenseits als eine Ueberschreitung zu verleiden sucht. Und doch hat er sich sein ganzes Leben hindurch solcher Beschränkung entgegengestellt, indem er das Unendliche, das Jenseitige, die Idee für wirklich und zugänglich erklärte, und überall wirklich fand. Aber eine Versicherung ist wenigstens so gut wie die andere, und so kann ich auf die Ihrige auch nur wiederholen, was ich schon einmal in einer andächtigen Gesellschaft und zwar in Beziehung auf die falschen Wanderjahre auszusprechen gewagt habe, und was Tieck schon längst der gesammten deutschen Lesewelt verrathen hat. „Es kann als ein Frevel gegen diesen großen Mann erscheinen, wenn man es nicht lieber lächerlich nennen will, daß man ihm so schulmeisternd mit Glaubensfragen nahe rückt, weil — weil er nicht in ein für allemal fertigen christlichen Redensarten seine Lection auffsagt, daß man Immoralität und Mangel an Idee seinen Werken vorwirft, weil" — weil er kein Weib, wie es seyn soll, aus dem Stegreife erdichtet hat. Doch damals habe ich mich vielleicht in dem hitzigen Verlaufe des Gesprächs noch derber ausgedrückt, aber Ihnen darf ich diese Fortsetzung ersparen.

Und doch repräsentirt der Verfasser der falschen Wan-

derjahre, so lenkte Gregorius sanft ein, eine bedeutende Stimme des Publicums, welche auch nicht überhört werden darf.

Es ist die Menge, fiel Brandenstein rasch ein, die Menge, welche durch ihre Acclamation nur bekundet hat, daß sie ihren großen Dichter auch da nicht verstanden, wo sie ihm laut zujauchzte. Aber ich falle schon wieder in meinen alten Fehler.

Jedenfalls urtheilen Sie über die Menge so hart, als diese über Göthe. Diese Menge hat auch jetzt wieder einen achtungswerthen Vertreter gefunden. Kennen Sie auch die süßen, mildchristlichen Liebesklagen, die erst nach Göthe's Tode laut geworden sind, kennen Sie Albert Knapps Stanzen auf Göthe's Hingang am 28. März 1832.?

Allerdings kenne ich dieses Gedicht, und den Dichter desselben, dessen geistliche Lieder und Gedichte mich oft erbaut, erweckt, erhoben haben. Auf den Flügeln seines frommen Gesanges habe ich ihm mit Freuden folgen können, wenn er die milde Kraft des Glaubens walten läßt, oder wenn er die matte, seichte Irrlehre des Unglaubens mit der Geißel der Satyre straft. —

Und was sagen Sie zu diesem Sterbeliede, welches alle Verdienste des Dichters mit voller Begeisterung würdigt, und über seine Mängel, über den Mangel an dem Einen, was Noth thut, — nicht richtet, sondern klaget — und betet? Lob und Tadel in gleich würdiger Sin-

nesweise, in gleich edler Sprache. Aber meine Frage war, was Sie zu diesem Hymnus meinen?

Sie behaupteten vorhin, versetzte Brandenstein, indem er sich möglichst zu fassen suchte, in Göthe's Natur eine gewisse Gränze zu finden, die ich, wenigstens in dieser Beziehung, an diesem großen Dichter nicht finde, nicht anerkenne, denn das ist eben seine Größe, daß sein Geistesleben da erst angeht, wo Sie es abgeschlossen finden, weil Sie das Uebernatürliche, das Ideale an ihm vermissen. Warum es von so Vielen vermißt wird, traue ich mir erklären zu können: das Uebernatürliche bemerken wir nicht mehr, wenn es zur Natur geworden ist, und das Ideale steht nicht mehr im Gegensatze zur Wirklichkeit, wenn das Leben des Geistes selbst wirklich wird.

Aber das bemerke ich nur im Vorbeigehen: denn um Ihre Frage zu beantworten, halte ich mich zunächst an die Gränze, die Sie in Göthe finden. Wie Sie in ihm eine Gränze finden, woran gewiß nicht zu zweifeln ist, wenn Sie sie auch zu eng gezogen haben sollten, so ist doch gewiß auch in anderen Menschen eine solche Gränze zu finden. Ja, ich möchte unbedenklich behaupten, daß in irgend einer Beziehung, nach irgend einer Seite hin jeder Mensch bornirt ist. Es scheint jedem Menschen irgendwo eine Gränze gesteckt zu seyn, die er ohne Sünde nicht überschreiten kann, und die man oft erst selbst kennen lernt, wenn man drüber hinaus will. Knapp hat seine dermalige Gränze in diesen Urtheilen über Göthe überschritten: denn Göthe ist, daß ich die Tautologie des

geistlichen Sängers wiederhole, „zu hoch für jeden, der ihn nicht versteht." Darum scheint mir auch das Lob, welches dieser Hymnus aus Leibes Kräften an Göthe verschwendet, wie erkünstelt, geschraubt: es ist überhaupt nur da, es wird nur vorausgeschickt, um den nachfolgenden Tadel, welchen die Christoterpe in die Waagschale legt, höflich einzuleiten: denn dem Enthusiasmus hinkt ein Aber nach, an dem er selbst erlahmt und verkommt. So wird die heißeste Begeisterung frostig, ihre Höhe ist nicht natürlich, sie ruht auf untergesetzten Stelzen, und der Tadel selbst, — der Tadel enthält eben unsern Streitpunkt. Der ganze Hymnus der Christoterpe dürfte sich nach meinem Erachten zu einer wahren reinen Freude an Christo schwerlich eignen.

Die Form dächt' ich, so erwiederte der Doctor, indem er in der Christoterpe blätterte, und nach einer vorzüglich glänzenden Stanze zu suchen schien, die Form werden Sie wenigstens im Einzelnen gelungen nennen: aber läugnen will ich's auch nicht, der geistliche Dichter stimmt oft zu hoch an, daß es menschlich ist, wenn gelegentlich der Odem ausgeht, und der Flug im Fortgange merklich sinkt und ermattet. In Beziehung auf den Inhalt ist übrigens nicht zu vergessen, daß der Tadel nicht sowohl eine Anklage, sondern eine Trauerklage, eine bescheidene Anfrage enthält!

Diese Art leiser Anfragen, so antwortete der Baron nach einigem Besinnen, sind nichts besser, als heimliche Anklagen, und heimliche Anklagen schlimmer als offene.

Wer den Ruf eines Mädchens mit leisen Andeutungen, heimlichen Winken und bedenklichem Achselzucken, mit unvorgreiflichen Bemerkungen und unwillkührlichen Seufzern bemängelt, oder zweifelhaft dahingestellt seyn läßt, geschähe es auch in Liebe und aus der besten Absicht, der ist oft gefährlicher, als ein offener Angriff mit bestimmter Anklage. Oder Tadel ist wenigstens immer Tadel, die Form kann ihn näher bestimmen, aber den Inhalt nicht entfernen.

Es käme nur darauf an, versetzte Gregorius, daß wir diesen Tadel im Einzelnen nach seinem Inhalte verfolgten, um ihn näher zu prüfen. Ihnen ist der Tadel zu unbestimmt, zu ungewiß, und darum doppelt bedenklich: und doch ist grade hieran das Zagen der Liebe zu erkennen, welche mit dem Aeußern nicht auch das verborgene Innere richten will, der es weh thut und schwer wird, einen geliebten und verehrten Menschen anzuklagen. Und wer sich doch dazu gedrungen fühlt, um Andere zu warnen, wer würde nicht mit desto größerer Liebe alles Liebe und Gute an dem Geliebten anerkennen, hervorheben und zusammenstellen, um gerecht zu seyn und der Liebe genug zu thun? Wie kann Ihnen also der Uebergang von dem Preiße und Lobe des Dichters zu der Klage über den Menschen auffallen? Aber lassen Sie uns doch auch den Inhalt dieses Ueberganges näher in's Auge fassen. Es wird erst nach allen Seiten gerühmt, daß der große Dichter, mehr als Einer, der lebendigen Natur ins Herz gesehen, daß er die Schöpfung in ihrem unendlichen Reichthume so tief verstanden, so

bildnerisch erfasset, aber es wird auch beklagt, daß er den Schöpfer nicht darin gefunden.

> O, sprach ich trauernd, daß Du, schöpfungstrunken,
> Mit Ihm, dem Schöpfungsquell, dich nicht vereinst!
> Mit Deines Genius Juwelen-Funken
> Der Welt Geheimniß aufzuhellen meinst!

Die Verse reimen sich freilich nach dem äußern Laute, versetzte Brandenstein, und man konnte an der zurückgehaltenen, gedämpften Stimme merken, daß es innerlich mächtig brausete, — ja, die Verse reimen sich, aber nach dem Sinne enthalten sie einen puren Widerspruch, eine Ungereimtheit. Und hiermit bricht der geistliche Dichter selbst entweder seinem Lobe oder seinem Tadel den Stab. Denn entweder hat Göthe die Schöpfung wirklich nach ihrer innersten Wahrheit verstanden, dann muß er auch den Schöpfer, welcher diese innerste Wahrheit ist, erkannt, und mit und in seinem Werke gepriesen haben; oder er hat den Schöpfer nicht erkannt, zu keiner Gemeinschaft mit ihm sich erheben lassen, dann kann er aber auch des Schöpfers Werk nicht treulich nach der Natur nachgebildet, nicht bildnerisch aufgefaßt haben. Der geistliche Dichter singt ja selbst:

> Die Erd' ist schön, doch nimm hinweg den Himmel,
> Schnell dorret hin des Lebens heitre Kraft, ꝛc.

und das verhöhnte Weltkind singt eigentlich in seiner Weise dasselbe:

> Wird nur erst der Himmel heiter,
> Tausend zählt ihr, und noch weiter.

Ist ihm nun der Himmel und das Licht des Himmels dunkel geblieben, wie sollte doch der irdische Dichter in seinen Bildnereien die Erde so lichthell und treu mit allen ihren Schätzen haben darstellen können?

Was in dieser Art Göthe geleistet hat, versetzte der Doctor, das verdankt er allerdings einer Gottesgabe, wie auch in diesem Gedicht wörtlich gesagt ist, nur daß er das ihm anvertraute Gut nicht als ein solches Gnadengeschenk erkannt und gebraucht hat. Darum ist auch der Nachdruck darauf gelegt, daß Göthe nur seinem Genius vertraut, nur seines Genius Juwelen-Funken funkeln läßt.

Du wolltest göttlich schweben
Im eignen Licht.

Aber wenn Göthe wirklich in so gottlose Eigenmacht und Selbstgerechtigkeit verfallen ist, erwiederte Brandenstein, so müßte sein Werk die Ohnmacht dieses eigenen von dem göttlichen Lichte getrennten, von keinem zufließenden Oehle genährten, kümmerlich verlöschenden Lichtfunkens bezeugen: und dennoch preiset der geistliche Sänger selbst in dithyrambischem Uebermaaße die hinreißende Macht dieses weltlichen Genius. Wenn der Verstorbene die ihm anvertraute Gottes-Gabe wirklich so gemißbraucht und verwahrloset hat, wie ist es denn zu erwarten, daß seines Geistes Lichtgewalt glänzen werde, so lange noch ein Morgenstrahl entbrennt, oder daß seine Herrlichkeit, wie dieser Hymnus ein andermal versichert, uns ewig

schön bleiben werde? da er doch gleichzeitig nach der Wahrheit bekennet:

Wer Ihn, den Herrn, verschmäht, dem welken sein'e Lenze:
Er überfliegt nicht des Verderbens Gränze.

Ist das nicht ein vollkommener Widerspruch? Aber dem sey, wie ihm wolle. Wodurch erweiset denn nun das ernste Klagelied solche schwere, schwere Anklage?

Der Doctor besann sich einen Augenblick, dann versetzte er: Darüber hat sich ja das Lied selbst offen und unzweideutig ausgesprochen.

Warum, o Sänger, bliebest Du so ferne
Von deinem H e r r n, dem hellen Morgensterne?

Warum den Herrlichsten mit keinem Worte
Hast Du besungen? gleich als wär' er Nichts.
Die Schönheit suchtest Du an jedem Orte,
Nur nicht im Strahle Seines Angesichts!

Und doch behauptet dieser geistliche Dichter, erwiederte Brandenstein, daß jener weltliche Dichter die Schönheit nicht bloß gesucht, sondern auch gefunden, daß sie ihm u r b i l d l i c h vorgeschwebt, daß er sich in ihrem Born gespiegelt. Wo ist aber die Schönheit anders zu finden, als im Strahle seines Angesichts? denn der Strahl seines Angesichts ist der Urborn der Schönheit. Und wie reimt es sich zu dem i r d i s c h e n Sinne des Hingegangenen, wenn der Letztere singet und lehret, „wie jedes Einzelwesen in sich den U r t o n der Vollendung trägt?"

Der geistliche Dichter bekennet, selbst erst von seinem hingegangenen Meister diesen U r t o n ahnden und kennen

gelernt zu haben. Und unter diesem Urtone der Vollendung, der nach dem Sänger und seinem Meister in jedem Individuum ruht, und seiner Entwickelung harret, unter diesem Urtone der Vollendung, auf den der Hingegangene überall hindeutet, den er überall sucht und anerkennet, ist doch nichts anderes zu verstehen, als der in jeder Menschenbrust schlummernde Lebensfunke des göttlichen Ebenbildes.

Und doch ist dieser Meister nichts mehr, und nichts weniger gewesen, als ein irdischer, weltlicher Mensch? Wie reimt sich das zusammen? So viel ist aber gewiß, daß ein bloß irdischer, weltlicher Mensch kein wirklicher Dichter seyn kann. Zur Poesie gehört Himmel und Erde, Licht und Farbe: es ist keine Dichtung ohne Wahrheit, und keine Wahrheit ohne Gott.

Doch darüber sind wir längst einig: wir dürfen uns für verbunden ansehen gegen alle diejenigen Verehrer des Dichters, welche mit unerhörter Dreistigkeit behaupten, daß die Poesie von Religion und Sittlichkeit unabhängig sey, und damit nichts zu schaffen habe. Schon Plato hat die Unzertrennlichkeit des Schönen, Guten und Wahren gelehrt.

Darauf lassen Sie uns nur immer von neuem einschlagen, versetzte der Doctor. Es thut Noth, daß wir uns erst der Einheit, eines gemeinschaftlichen Gegensatzes gegen Andere bewußt werden, um uns über einen Gegensatz unter uns selbst verständigen zu können. Ohne eine wesentliche Einigkeit im Grunde ist auch kein gründ-

licher Streit möglich. Aber das sind nicht unsere einzigen Gegner, die Poesie und Religion, als zwei ganz verschiedene Gebiete, schroff von einander trennen, als hätte sich jede Seite von der andern losgesagt. Es sind auch Viele, welche sich etwas Religion und Moral in der Poesie gefallen lassen, oder aus allerlei Gründen sogar erheischen, aber dennoch von Christo nach der Schrift entweder überhaupt oder wenigstens in dem Gebiete der Poesie durchweg nichts wissen wollen. Dazu ist er Vielen bald zu hoch, wiewohl er sich zu uns erniedrigt hat und zu allen Dingen nütze ist und allezeit bei uns seyn will, um Alles zu durchdringen. Aber den Meisten ist der arme Menschensohn nicht vornehm genug. Es sind ihrer noch Viele, die das Heidenthum in der Poesie verehren, und nicht bloß Griechenland über Deutschland erheben, sondern auch den Apollo von Belvedere anbeten, während sie den ignoriren, der in Knechtsgestalt erschienen ist. Von Ihm gilt allerdings dieses Beides: Er hatte keine Gestalt, noch Schöne: und war doch der allerschönste unter den Menschenkindern.

Und wie in keinem Andern Heil ist, — es ist auch den Menschen kein anderer Name gegeben, in dem wir sollen selig werden — so ist es auch in Beziehung auf die Poesie wahr, daß wir ohne Ihn nichts thun können.

Die Fragen nach unserer Seelen Seligkeit, so stimmte Brandenstein ein, und nach dem Wesen der Poesie liegen jedenfalls nicht so weit auseinander, als Viele wähnen. Seligkeit bestehet in der Nähe bei Gott:

und am nächsten kommt Gott dem Menschen in seiner Menschwerdung, nach welcher die Menschen selbst außer dem allgemeinen Menschen-Namen auch noch den besondern Namen der Christen bekommen haben. Und wenn nun die Seligkeit in der Nähe Gottes, daß wir seinen Geist vernehmen, bestehet und die höchste Seligkeit die Anschauung Gottes ist, was ist die Poesie? Sie ist in allen ihren Arten und Graden, in ihrer Unmittelbarkeit und in ihrer Vermittlung, wenn sie ächt ist, immer nichts anderes als Erhebung zu Gott, wozu eben Gottes Herablassung gehört.

Es ist noch eine Seite, in welcher wir ebenfalls gemeinschaftlich einer weit verbreiteten Aesthetik entgegenstehen, und diese Seite bezieht sich näher auf Göthe. Dieser hat viele Verehrer, welche in der deutschen Literatur nichts vor, und nichts nach Göthe anerkennen, worüber er in die Luft zu stehen kommt, oder wie ein Deus ex machina aus der Luft herunterfällt. Gegen solche stehen wir gewiß für Einen Mann. Aber freilich es giebt einen Punkt, wo wir desto entschiedener auseinandergehen. Lassen Sie uns bei unserm Texte bleiben.

Unser Text, hier nahm Brandenstein wieder das Wort, unser Text betraf das Christenthum Göthe's. Wenn ihm dieses Christenthum wirklich fehlt, so hatte ich behauptet, so fehlt ihm auch die Poesie. Aber die weitere Frage war, ob denn Göthe wirklich seines Herrn mit keinem Worte gedacht habe? Und warum er, dessen Mund von Allem, was das Herz erfüllt, überfließet, nur

allein von Dem geschwiegen, der die Steine beredt machen kann, wenn die kalten Menschen schweigen?

Und es ist wahr, wer kann es läugnen? Geistliche Oden, Kirchenlieder, Erbauungsschriften, Moralitäten hat er nicht zu Stande gebracht. Direct passet auch nichts von seinen Schriften dazu. Hat er doch nicht einmal ein regelrechtes Trauerspiel zu schreiben vermocht, welches mit irgend einem Geschicke direct auf das Theater gebracht werden könnte? So sind auch die zartesten, süßesten Liebestöne, in welchen eine überschwengliche Poesie der Wehmuth und Sehnsucht, des Schmerzes und des Friedens ausströmt, in dieser ihrer Subjectivität zu einer allgemeinen Erbauung nicht geeignet: es sind Kinder des Augenblicks, leichte Hauche vorüberschwebender Stimmung. Wer kann sie festhalten, ohne daß der Geist entschlüpft? Darum berufe ich mich auch nicht auf das deutsche Gesangbuch, in welchem ein solches Lied Platz gefunden hat: denn ich möchte diese Aufnahme selbst nicht vertreten, nicht gut heißen. — Aber ist denn ein Dichter darum unchristlich, dichtet er uns darum zu Heiden, weil er keine christlichen Lieder, keine Passionsbetrachtungen zu schreiben berufen gewesen? sind denn Schriftsteller darum Heiden zu nennen, weil sich unter ihren Werken keine geistlichen Schriften aufweisen lassen? Hier möchte ich an das Wort eines Mannes erinnern, der nicht selten mit dem Spottnamen eines Pietisten oder Mystikers belegt wird, weil er an den wahrhaftigen Gott in Christo glaubt. „Wer nicht durch Shakspeare oder Göthe oder „durch die Größe der alten Welt oft zum Knieen ge-

„bracht wurde, und recht innig, recht treu, recht kindlich „das ganze Geschlecht liebgewonnen, dem Gott so Großes „anvertraute, wer, einseitig schmähend, Alles vom Teufel „ableitet, was nicht in der Form des Christenthums her„vortritt, wer sich fremd und mürrisch abwendet von aller „Freude, und in jeder Heiterkeit eine Sünde, in jeder „Anmuth eine Verführung sieht, — der kennt noch nicht „den hellen Tag der segensreichen Liebe."

Wahrlich, der Herr ist oft auch da, wo er nicht genannt wird, und vernimmt oft seinen Preiß ohne seinen Namen, aber von den Lippen und aus dem Herzen dieses seines Knechts, der nun dahingegangen ist, ertönet auch der Name, und das Bekenntniß seines Glaubens, der ihn trägt und hebt. Dennoch wird behauptet, daß in allen Göthe'schen Dichtungen mit keinem Worte des Heilandes gedacht sey. Das ist in der That dreist genug.

Da könnte ich nun an einzelne kleine zerstreute Lieder christlichen Inhalts erinnern, unter vielen andern z. B. an die wenigen Zeilen aus Carlsbad über Nepomuks Vorabend, — denn was ist es denn, das den Stern zu Sternen zieht? — oder an die Osterlieder in Faust, an Gretchens Buße und Glauben zur Rechtfertigung, oder an jenen Brief, von seinem Geburtstage datirt, in den so schnöde verschrieenen, so ärgerlich mißverstandenen Leiden des jungen Werther, oder an jenen Pastoralbrief über die allgemeine Erlösung durch Christum, an seine zwo biblischen Fragen, an seine Erklärung der drei christlichen Glaubensartikel in den Wanderjahren, an

die religiösen Betrachtungen über die Sakramente in seiner Biographie, an seine frühzeitige und lange fortgesetzte Beschäftigung mit dem alten Testamente, wenn auch manche Aeußerung darüber die Probe nicht besteht, oder an jenen wunderbaren Friedenshauch, der ihm einst auf stürmischem Meere vom See Tiberias herüber anwehte, an seinen Umgang mit Fräulein von Klettenberg, mit der Fürstin Gallizin, mit Lavater und Stilling, an seine Verehrung und Liebe zu Hamann, denn in allen diesen ihm so werthen Verhältnissen hat er den Inhalt anerkannt, beherzigt, wenn er sich auch in freieren Formen zu bewegen berufen war, oder an jene zwei große Unternehmungen, die der Dichter mit Liebe aufgefaßt, durchdacht, skizzirt, aber Angesichts der Größe seiner Aufgabe nicht ausgeführt hat, während freilich manche christlicher scheinende Dichter bald damit fertig gewesen seyn würden, an die Geheimnisse und an das Epos von dem ewigen Juden. Aber, wie gesagt, ich will nicht an solche Einzelnheiten erinnern, denn ich finde in seinen Werken überall einen Hauch von dem Geiste des Herrn, wenn er auch nicht genannt wird, denn der Name wird allerdings in zarter Liebe und Scheu verschwiegen. Nur aus solcher Quelle konnte die durchgehende Geheimlehre von der Herrschaft des Geistes über Leib und Seele, das Mysterium von der Entsagung, Selbstbeschränkung, Selbstverläugnung entspringen, woran die höchste Blüthe des Heidenthums in der Braut von Korinth, und in der Helena zur Verzweiflung kommt, und zu Grunde gehet, während sich aus der Asche das Christenthum erhebt und zur Freu-

digkeit des Sieges hindurch dringt. Darum sehen wir in den Wahlverwandtschaften das helle Gesetz des Geistes an dem blinden Naturgeiste, die Heiligkeit der Ehe am Gegentheile hervortreten, und in der natürlichen Tochter die Ehe über Stand und Neigung, dem Kreuze und gemeinschaftlichen Leiden zu Ehren, den Sieg davon tragen. Darum wird in den Wahlverwandtschaften wie in Werthers Leiden das Naturleben so reizend und verführerisch, an so glücklich begabten Personen, — in seinem Ausgange zum Verderben geschildert, damit das Uebernatürliche den Sieg gewinne. Die Sünde bestehet hier bloß in dem Gedanken, welcher sie leidet und hegt: aber sie führt doch zum Verderben. Auf die Sünde folgt ihr Sold, nämlich der Tod: mit dem im Gedanken verletzten Gesetze sehen wir Leben und Lebensglück zusammenbrechen: unter einer Leidenschaft müssen zur Buße und Läuterung so viele schöne Gaben des Geistes und Herzens zu Grunde gehen. Das ist das Gericht Gottes, wenn auch nicht das letzte. Aber uns ist das Alles noch nicht hart genug, während Dante, der strenge, ernste, fromme Sittenrichter, bei dem Leiden Franzesko's und Paolo's, welches auf unbereute Schuld folgt, in Ohnmacht sinkt. Wiederum sehen wir in den Lehr- und Wanderjahren nach langen Umwegen das nußbraune Mädchen aus dem Schooße einer pietistischen Erziehung deren Inhalt als das endliche Resultat aller Lebensweisheit retten und bewahren. Am Ende der eignen Laufbahn des Dichters sehen wir auch Faust's Irrwege zum Ende gelangen, und alle Sünde gesühnt, das Verlorene wiedergefunden, oder we-

nigstens zum Ergreifen wieder näher gebracht. Es ist wohl zu merken, daß in dieser großen Dichtung nur die leise Hoffnung, ob etwa der Sünder noch über dieses Leben hinaus errettbar sey, ausgesprochen ist. Auch an Faust ist mehr die Errettbarkeit der unermeßlichen Gnade Gottes in Christo und seiner Freiheit, zuzugreifen, offen gelassen, als daß die völlige Rettung dargestellt sey. Und wer die in Zerknirschung sich äußernde Buße vermißt, der frage sich wohl, ob sich die Buße und der Glaube nicht auch auf eine ungewöhnliche Weise erweisen und, statt in dem rückwärtssehenden Schmerze, gelegentlich in dem vorwärts dringenden Streben Luft bekommen könne. Aber wehe dem, der in solcher Lehre ein Ruhekissen für die Sünde findet! Wir müssen den Dichter selbst beklagen, wenn ihm hierunter zuweilen etwas Menschliches begegnet seyn sollte. Das ist aber nicht zu beklagen, sondern anzuerkennen, daß er sich in der wirklichen Welt bewegt, daß er sich auch in der Welt der Sünde ergehet, weil er dazu gehört, weil sie nach oben weiset.

Hier kommen Sie gerade auf den Punkt, versetzte Gregorius, wo ihn der geistliche Sänger angreift: Göthe bewegt sich nur allzugern in dieser Welt der Sünde, welche er mit den reizendsten Farben an unsern Augen vorüberführt. Ist das die Weise des Christen?

Wo siegt die Wahrheit? nicht im Kreis der Menge,
Die träumend sich nach eiteln Schemen kehrt;
Im Haus der Sünde wird es ihr zu enge,
Daß stumm und zürnend sie vorüberfährt.

Und solche inhaltleere, prunkende Redensarten, versetzte Brandenstein, es thut mir wahrhaft leid, daß ich es sagen muß, solche schillernde Reime sollten uns täuschen können, weil sie selbst einen lieben, verständigen Christen übereilt haben, der da weiß, und zu seinem einzigen Troste überzeugt ist, daß die ewige Wahrheit leibhaftig und persönlich in diese Welt der Sünde hernieder gekommen ist, und mit Zöllnern und Sündern gelebt und gegessen hat, mit Schächern gelitten hat und gestorben ist, daß die Wahrheit nicht stumm und zürnend an der Sünde vorüberfährt, sondern liebend in unser armes Fleisch und Blut einkehrt, und so laut predigt, daß die Steine selbst reden würden, wenn die Menschen davon schweigen könnten.

Aber vergessen Sie nur nicht, fiel Gregorius ein, daß derselbige, der mit den Zöllnern und Sündern ißt, Pharisäer, Zuhörer und Apostel schilt und straft, oder wie er stumm über die Gränze entweicht, und die Sünder verläßt, oder wie er die Apostel ermahnt, aus dem Hause der Sünde zu gehen und den Staub von den Füßen zu schütteln, oder wie er alle Christen ermahnen läßt, von den Unreinen sich abzusondern. Es ist die Liebe, die ihn hier und dort dringet und treibet. Darum trifft Ihre Rüge höchstens einen Ausdruck in Knapps Gedichte, welcher vielleicht verfehlt zu nennen seyn dürfte, aber für Göthe spricht es doch nicht: oder wollen Sie es wagen, hier eine Vergleichung hervorzuheben? Ist es Liebe zu den Sündern, oder Liebe zur Sünde, was ihn so zauberisch süß im Hause der Sünde singen heißt?

Zunächst spreche ich von der Wahrheit selbst, welche nicht stolz und stumm die Sünde stehen läßt, wie sie steht, sondern liebend sie tilgt, welche im Hause der Sünde weilt, um laut gegen sie zu predigen, deren Zorn selbst die Liebe ist, und die Liebe fährt nicht vorüber. Wenn nun der Herr selbst im Hause der Sünde weilet, wie sollte doch der Sünder für Sünder zu vornehm seyn. Auch Göthe gehört unter die Jünger des Herrn: ich vertheidige ihn auch nur so weit, als er seinen Meister erkennt.

Wahrlich, der Dichter, den wir so häufig weltlich nennen hören, er hat die Sünde und Weltlust in allen Weisen geschildert, aber um die Tugend zu preisen. Es zeigt von wenig Einsicht, es ist unverständig zu sagen, daß er ohne Hephata

Der Thorheit Schwindel tausendfach geschildert,
Und schwelgend in der Schwelger Buch gebildert.

Daß er uns die Sünde so reizend malt, das dienet zu besserer Kenntniß ihrer Art, zur Vorsicht, zur Warnung: sie erscheint nur zu oft in dem englischen Lichtgewande argloser Unschuld und liebenswürdiger Freundlichkeit. Darum finden wir auch die Sünde mit ihren Folgen an besonders begabten Personen, denen Niemand solche Verirrung zugetraut hätte, und in den sittlichsten Lebensverhältnissen. Das heißt nichts anders, als: Wer stehet, der sehe wohl zu, daß er nicht falle.

Daß er unter den Sündern und in den unvollkommenen Verhältnissen dieser Welt so gern verweilt, kommt

ganz einfach daher, daß er selbst ein Sünder ist. Er zeigt uns den Sünder, wie er ist, auch in seiner Liebenswürdigkeit, denn in jedem Sünder ist noch etwas Anderes, als Sünde, und das ist es, wodurch er eben so liebenswürdig wird. Hierauf beruhet ja die Lehre von der Toleranz, welche Göthe Zeit seines Lebens gepredigt hat, hierauf gründet sich die Hoffnung, daß am Ende durch Christum Allen werde geholfen werden, die Hoffnung, womit der Dichter zuerst in die Schranken seiner langen Lebenslaufbahn eingetreten ist.

Dagegen wird Niemand behaupten, daß er die Sünde selbst in lüsternen Bildern und mit subjectivem Wohlgefallen uns nahe bringe: sie endet ja immer mit Verderben. Was uns daran ergötzen mag, ist nicht die Sünde, sondern das Gute, was sich im wunderlichsten Widerspruche mit ihr vermischt, was sie verkehrt und doch noch durchschimmern läßt. Liegt doch allem Bösen und Verkehrten ein wahres, gesundes Lebensverhältniß zum Grunde! —

Auf gleiche Weise verhält es sich mit den Vorwürfen der Sattheit, des Stolzes und der Ueberhebung: mit dem Aufrücken bedauernswerther Fehltritte, mit der Anklage eines irdischen Sinnes, welcher die sinnliche Natur vergöttere und nichts über ihr anerkenne. Hat er nicht immerfort gestrebt, nie geschlossen, oft geründet? Hat ihn nicht die Sehnsucht nach der Wahrheit, der Durst nach weiterer Entwicklung unablässig begleitet? Es gehört gewiß eine große Portion stürmischer Schwindelei und trau-

riger Befangenheit dazu, die gleichmäßige Geduld seines Strebens für vornehme Sattheit zu erklären.

So hat er selbst an der titanischen Vermessenheit des Prometheus, an dem überspanntesten Uebermuthe des Erdenwurms die Stellung, welche dem Menschen ziemt, und hiermit seine Würde und seine Niedrigkeit dargestellt, und Demuth gepredigt. Nur Wahnsinn kann meinen, daß im Prometheus das Ideal eines Menschen hat dargestellt werden sollen: nur die Schwachheit kann verlangen, daß Göthe in derselben Form, welche seinem theuern Stilling eignete, seine Demuth, seine Beugung, sein gebrochenes Herz aussprechen soll.

Und wenn ihr ihm Italien mit seinen Goldorangen, und Rom, und immer wieder Rom und Venedig vorwerfet, warum übersehet ihr denn in den Briefen aus Rom die offenen, liebenswürdigen Bekenntnisse seiner moralischen Gebrechlichkeit, seine Reue und Klage, seine rührenden Wünsche reiner und geläuterter nach Hause zurück zu kommen? Habt Ihr denn nur Augen für seine Fehler und Schwächen, nicht einmal Augen für sein Verhalten im Straucheln, noch weniger für sein Auferstehen? Cäsar stehet nicht allein anders, er fällt auch anders, als ein Sklave.

Wenn Salomo schreibt und wiederholet: Es ist Alles ganz eitel, so wird geklagt, daß es Göthe nicht auch gesagt, wiewohl er über die Vanitas vanitatum im losesten Muthwillen ein unvergleichlich tiefes Lied hat hören lassen, nur daß es wegen seiner Vieldeutigkeit und

Tiefe nicht gefaßt oder gemißdeutet zu werden pflegt. Und warum wird es uns so schwer, das kleine Gedicht zu fassen, in welchem der Dichter Angesichts aller Nichtigkeit zu der heitersten Herrschaft darüber sich erhebt? Es schauert und graut uns, in die grundlosen Tiefen des Nichts herabzusteigen, weil es uns nur Nichts ist, während der Dichter im Nichts den Anfang und das Werden erkennet. Aber wer sich nicht als Nichts erkennen lernt, der lernt auch nicht die Menschenwürde erkennen, die von Gott kommt, der Alles ist und selbst Mensch geworden ist, um sich den Menschen mitzutheilen. Und wer wieder in Allem nur Eitelkeit und Nichtigkeit findet, wer vor lauter Ueberschwenglichkeit die ewige Idee in der sinnlichen Erscheinung nicht zu erkennen vermag, der findet auch über derselben nur ein kümmerliches Schattenbild davon. Wenn es gleichwohl darauf ankommt, über Eitelkeit und Vergänglichkeit der Welt zu klagen, so sind auch Anakreon und Horaz religiöser, als Göthe: von Pindar und Sophokles ist es ohnehin gesagt. Ja, nach diesem Maasstabe sind Anakreon und Horaz auch noch religiöser, als Salomo, sie sprechen noch viel mehr von der Hinfälligkeit alles Irdischen. Aber ich fürchte, daß hier nicht bloß unser Göthe, sondern ein viel Größerer, nämlich Salomo selbst, mißverstanden werde. Salomo sagt: es ist Alles ganz eitel, nur ein Hauch des Geistes, aber die Erde bleibt ewig; er setzet hinzu: es ist nichts neu, denn was kommt ist schon gewesen; es vergehet Alles, es verändert die Form; darum vergehet nichts, denn was vergehet, das kommt wieder, der Staub gehet zur Erde, und die

Erde bleibt ewiglich, und der Geist gehet zu Gott, der ihn gegeben hat, und was Gott thut und giebt, das stehet da. Summa, er predigt von der Verjüngung des Alten, von dem ewigen Wechsel im Werden, von dem Bestande im Wechsel, und unser deutscher Dichter hat ihm mehr, als ein Lied darüber nachgesungen, ein Lied über die Dauer im Wandel, ein Lied über die Ruhe im Grabe. Es ist wahr, es hat unserm Dichter allerliebst auf der lieben Erde gefallen, und er hat es auch bekannt, daß er sich nicht wie sein Freund Werther freventlich hinweg begeben werde, aber Salomo sagt auch: die Erde ist ewig.

Ihr lieben Gegner Eures großen deutschen Dichters, ich schließe die besten von Euch ein, diejenigen, welche Glauben halten, Ihr, die ihr euern christlichen Glauben durch ihn gefährdet fürchtet, ihr tadelt wohl auch dieses an ihm, als wenn er manchen Bibelspruch bald mißgedeutet, bald leichtfertig angewendet, oder verkehrt, oder dem Mephistopheles in den Mund gelegt hätte. Ihr bedenkt nicht, daß wirklich mancher Mephistopheles das Wort Gottes im Munde führt und verkehrt, Ihr bedenkt nicht, daß auch dießfalls mancher Anstoß durch nähere Verständigung über Sinn und Zusammenhang verschwinden würde, aber hütet Euch doch wenigstens selbst, und sehet Euch wohl vor, daß Ihr nicht selbst ein und das andere Bibelwort falsch versteht, und leset den Prediger Salomonis noch einmal, wenn er von der Eitelkeit der Welt redet; er schreibt auch: „Sey nicht allzu gerecht und sey nicht allzu weise.“ — Und hier sind wir wirklich an der

rechten Quelle angekommen: aus dieser Quelle müssen wir alle schöpfen, und Göthe hat es auch nicht unterlassen, die Bibel erklärt er als die Grundlage seiner gesammten Bildung. —

Es könnte befremden, daß Sie nicht auch an die schöne Seele appelliren, sagte Gregorius, denn in ihr hat ja Ihr Dichterkönig dem christlichen Glaubensleben ein Ehren-Denkmal, aber auch — einen Grabstein setzen wollen; und darum kann ich mir wohl denken, warum Sie sich auf dieses zweideutige Monument nicht beziehen wollen. Es ist zu unverkennbar, daß dieser frommen christgläubigen Tante die thätige Nichte vorgezogen wird, an welcher nichts als pure Tugend, aber von der Liebe zu Gott, von einer Anhänglichkeit an das unsichtbare Wesen keine Spur zu merken ist: nur zu deutlich wird dem Glauben und Beten das eigne Wirken und Arbeiten vorgezogen. Darum konnte auch der werthe geistliche Sänger singen und fragen:

Die schöne Seele wußt' um seinen Seegen:
Dein schöner Geist, gewann er auch den Port?

Es ist allerdings nicht zu verkennen, erwiederte Brandenstein, daß Göthe in der schönen Seele nicht die höchste Vollendung des christlichen Glaubenslebens gefunden und dargestellt hat. Aber die Wahrheit des Inhalts hat er auch in dieser Entwicklungsstufe anerkannt und dargestellt, ja, was noch mehr ist, selbst erlebt. Ohne innere Erfahrung, ohne eigene Theilnahme hätte er diese Gemüthsstellung nicht so zeichnen können, wie er sie geschildert

hat. Wohl mögen in dem Bilde einige Züge verfehlt seyn: im Ganzen ist es getroffen, das Bild ist um so lebendiger, als diese Erscheinung zum großen Theile von der Sprache entkleidet ist, in der es sich leicht äußerlich kenntlich machen und täuschend nachmalen läßt. Eine solche äußere Treue, welche ein gewöhnliches Bild dieser Art bezeichnen könnte, scheint der Dichter als das Unwesentliche, absichtlich vermieden zu haben: es war ihm ein wirklicher Ernst, das Innere, das Wesen dieser geistlichen Richtung in ihrer Unabhängigkeit von der äußern Zuthat darzustellen. So vermied die zarte Hand des Malers mit schonender Vorsicht jeden Zug, der am Aeußerlichen hängen bleibt und darüber das Wesentliche verwischt, der nach Befinden zur Karrikatur hätte umschlagen können.

In dieser Darstellung zeigt sich aber die christliche Frömmigkeit nicht allein in ihrer Unabhängigkeit von einer stereotypischen Sprache, — wodurch sie lebenvoller und eigenthümlicher wird, — sondern auch in der Befreiung von manchen andern unwesentlichen Einseitigkeiten. Wir finden nichts oder nicht viel von der einseitigen Erhebung eines einzelnen Moments der Wahrheit über die anderen; und so geschieht es, daß diese schöne Individualität zu einer reineren Harmonie sich erhebt, ohne jedoch der Sphäre entrückt zu werden, welche in ihrer Wesentlichkeit dargestellt werden sollte, wiewohl sie auf der Gränze zu weiterer Entwicklung steht. Indem aber alle nicht nothwendig damit verbundenen Mängel abgestreift sind, zeigt sich das wesentlich Unvollkommene dieser Sphäre, die sub-

jective Beschaulichkeit und Innerlichkeit, welche nicht aus sich hervorkommt, und nur in sich hinein, aber nicht aus sich heraus zu leben versteht, eine ungesunde Absonderung von der Welt, zu welcher jedes Individuum als Glied gehört, eine individuelle Stellung, welche wenigstens nicht für alle Christen ist, daneben ein übernatürlicher Umgang mit Gott, welcher nie recht zur Natur werden will, so daß die Hingabe an Ihn sich ihrer stets bewußt bleibt. Darüber bleibt sie zwischen Oben und Unten schweben, weil sie unten nichts findet, und doch nicht ganz davon loskommen kann, aber auch eben so wenig oben ausdauern kann. Nur in dieser Beziehung verdient Natalie, wie Lothario behauptet, den Ehrennamen einer schönen Seele noch mehr, als die edle Tante: Natalie ist auf derselben Grundlage zu weiterer Entwicklung und Durchbildung gelangt, das Uebernatürliche ist ihr zur Natur, und der Glaube zur Thätigkeit geworden, so daß sie keine Art von Liebe, keine Anhänglichkeit an ein sichtbares oder unsichtbares Wesen sich merken ließ. Aber sie scheint damit wieder nur zu viel und mit der Schaale auch etwas vom Kern abgestreift zu haben, wie wir an der Lebensführung des nußbraunen Mädchens abnehmen können: Natalie ist ohne Zweifel noch nicht am Ende ihrer geistigen Entwicklung.

Am Ende bleibt es zwar auch dabei, daß das Menschenleben amphibisch ist, aber darum braucht es nicht unstät und unruhig hin und her zu schwanken: andererseits darf es sich auch nicht in dem niederen Elemente verfesten: dagegen kommt es ohne Gefahr eines Stille-

standes in's Gleichgewicht, wenn gegen das Uebergewicht, welches dem Himmels-Pole zukommt, dem Erden-Pole seine derzeitige Geltung angerechnet und mit in die Waagschale gelegt wird.

Sie halten sich sehr im Allgemeinen, versetzte Gregorius, Sie äußern auch gute, christliche Hoffnungen zu Natalien, deren Handelsweise nach meiner bisherigen Ansicht in eigenen Werken bestehet und aller realen Grundlage entbehrt. Aber lassen Sie uns doch bei der schönen Seele stehen bleiben. Es sei Ihnen unbedingt zugegeben, daß sie dem Herrn in Schwachheit dient, daß noch Vieles an ihr mangelt. Aber worin besteht denn eigentlich der ewige Inhalt dieser Erscheinung, die bleibende Wahrheit dieser Entwicklungsstufe? wo findet sich der Mittelpunkt, in welchem der Verfasser dieser Bekenntnisse den ewigen Kern des Christenthums anerkennt?

Zunächst müssen wir wohl, antwortete Brandenstein, den allmähligen, stetigen Fortgang, die Stufenfolge der Entwicklung beachten, wodurch die schöne Seele zu der ihr gemäßen Ausbildung, zur Erreichung ihrer allgemeinen und individuellen Bestimmung gelangt. Der Anfang ist ein harmloser, unschuldiger Glaube an das übersinnliche Wesen, ein Rapport zu dem Unsichtbaren, welcher durch frühzeitige Krankheit geweckt nach einem vertrauten Umgange mit Gott strebt, und durch das Gebet dazu gelangt. Hierin besteht die wahre Freude ihrer Seele, hieraus schöpft sie Nahrung für ihren Geist, Alles Andere ist nicht für sie. Dieser Umgang wird ge-

stört, sobald das Herz zwischen Gott und Welt sich theilt, er wird ganz unterbrochen, wenn die Welt den Sieg gewinnt, aber auch durch Hingabe wieder hergestellt, und nach zeitweisen Unterbrechungen immer wieder gefördert: er gewinnt zugleich immer mehr an Inhalt und Bestimmtheit, sowohl aus der Bibel, als aus der Erfahrung. Aber das eigentliche Geheimniß der christlichen Offenbarung war damit noch nicht erschlossen, es war immer noch eine äußere „Bibel-Wahrheit, daß das Blut Jesu Christi uns von allen Sünden reinige.“ Sie für wahr halten, galt der lieben Seele lange für Glauben: aber weiter meinte sie davon nichts zu haben. Aber später entdeckt sie, erst an Anderen, dann an sich selbst, die Sünde im Herzen, welche auch ohne That da ist, das Ungeheuer, das in jedem menschlichen Busen schläft und nur durch eine höhere Kraft überwunden werden kann. Nun fühlt sie das Bedürfniß der Entsündigung: nun tritt ihr jene Bibellehre als Antwort entgegen, aber sie bemerkt nun auch, daß sie diesen so oft wiederholten Bibelspruch noch nie verstanden habe. Doch wir können sie ja selbst weiter hören. Es war das Geheimniß der Erlösung und Versöhnung durch Christi Tod am Kreuze, wozu sie die Erklärung suchte:

„Die Fragen: was heißt das? wie soll das zuge„hen? arbeiteten Tag und Nacht in mir sich durch, end„lich glaubte ich bei einem Schimmer zu sehen, daß das, „was ich suchte, in der Menschwerdung des ewi„gen Wortes, durch das Alles und auch wir erschaf-

„fen sind, zu suchen sey. Daß der Uranfängliche sich in „die Tiefen, in denen wir stecken, die er durchschaut und „umfaßt, einstmals als Bewohner begeben habe, durch „unser Verhältniß von Stufe zu Stufe, von der Em„pfängniß und Geburt bis zu dem Grabe durchgegangen „sey, daß er durch diesen sonderbaren Umweg wieder zu „den lichten Höhen aufgestiegen, wo wir wohnen sollten, „um glücklich zu seyn: das ward mir wie in einer däm„mernden Ferne offenbaret." — —

„Wie können wir aber an dieser unschätzbaren Wohl„that Theil nehmen? Durch den Glauben, antwortet „die Schrift. Was ist denn Glauben? die Erzählung „einer Begebenheit für wahr halten, was kann mir das „helfen? ich muß mir ihre Wirkungen, ihre Folgen zu„eignen können. Dieser zueignende Glaube muß ein „eigener, dem natürlichen Menschen ungewöhnlicher Zu„stand des Gemüths seyn."

„Nun Allmächtiger, so schenke mir Glauben, flehte „ich einst in dem größten Druck des Herzens. Ich lehnte „mich auf einen kleinen Tisch, an dem ich saß, und ver„barg mein bethräntes Gesicht in meinen Händen. Hier „war ich in der Lage, in der man seyn muß, wenn „Gott auf unser Gebet achten soll, und in der man sel„ten ist."

„Ja, wer nun schildern könnte, was ich da fühlte. „Ein Zug brachte meine Seele nach dem Kreuze hin, „an dem Jesus einst erblaßte: ein Zug war es, ich

„kann es nicht anders nennen, demjenigen völlig gleich, „wodurch unsere Seele zu einem abwesenden Geliebten „geführt wird, ein Zunahen, das vermuthlich viel wesent= „licher und wahrhafter ist, als wir meinen. So nahte „meine Seele dem Menschgewordenen und am Kreuze „Verstorbenen, und in dem Augenblicke wußte ich, was „Glauben war.“ —

„Bei diesen Empfindungen verlassen uns die Worte: „ich konnte sie ganz deutlich von aller Phantasie unter= „scheiden.“ — —

„Als das erste Entzücken vorüber war, bemerkte ich, „daß mir dieser Zustand der Seele schon vorher bekannt „gewesen: allein ich hatte ihn nie in dieser Stärke em= „pfunden. Ich hatte ihn niemals festhalten, nie zu eigen „behalten können. Ich glaube überhaupt, daß jede Men= „schenseele ein und das andere mal davon etwas empfun= den hat.“ —

Siehe, da ist der Kern des Christenthums: es ist die Wahrheit von der Erlösung der Menschen durch den Gottmenschen. Diese Wahrheit können wir uns nicht eher zueignen, bis wir an die Menschwerdung Gottes glauben. So gewiß die Sünde in der verschuldeten Entfernung von Gott besteht, so gewiß besteht die Entsündigung in der Gemeinschaft des Menschen mit Gott, welche nur durch die in der Menschwerdung des Wortes realisirte Gemeinschaft Gottes mit dem Menschen bewirkt werden kann. Wie könnte sich der Mensch das Mittler=Verdienst Christi zueignen, wenn

nicht in Christo Gott Mensch geworden, und dadurch sich uns zugeeignet hätte? Gott stieg in das Elend der Menschen leibhaftig herab, auf daß die Menschen in die Herrlichkeit Gottes heraufsteigen können. Er erniedrigte sich zur Gemeinschaft mit uns, um uns zur Gemeinschaft mit sich zu erheben. Siehe, das ist nach Göthe der Kern des Christenthums: hierin liegt für den Menschen die Bedingung zur Aneignung göttlicher Gnade.

Gregorius säumte nicht zu wiederholen, was schon so oft gesagt worden ist. Vergessen Sie nur nicht, sagte er, daß wir die Bekenntnisse der schönen Seele vor uns haben: es ist ja nicht Göthe, welcher spricht. Aber ich gebe auch zu, daß er in diesen Ansichten eine gewisse Wahrheit, in der schönen Seele diesen eigenthümlichen Zug, diese besondere Bestimmung, und in jeder Bestimmung eines jeden Individuums eine anzuerkennende Stellung zum Universum beherzigt. Worin findet er aber seine Stellung?

Seine Stellung zum Universum, erwiederte Brandenstein, hat allerdings mehr mit der Welt zu thun, in der er mehr findet, als Andere. Aber alle diese unterschiedenen Stellungen und Verhältnisse ruhen auf Einem gemeinsamen Grunde und dieser Grund ist kein anderer als die Offenbarung Gottes an die Menschen von der Wiederherstellung der Gemeinschaft, in welcher alle Wesen ihre Bestimmung, ihren Beruf und ihren Frieden finden. Zu diesem selig machenden Glauben bekennet sich auch Göthe: denn wer so weit in das Geheimniß der Mensch-

werdung Gottes hinein gesehen, der kann nicht wieder zurück. Dieser Glaube ist die unerschöpfliche Quelle all seiner Begeisterung, ohne diese Quelle wär' er nicht der Dichter, der er ist. Er ist der Saulus, welcher Paulus geworden. Gewiß er war sehr erwischt, als er nicht mehr läugnen konnte, sondern der ewigen Liebe Gottes überführt wurde, „die sich in das Elend der Welt mischte und auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde."

Hier hielt Brandenstein inne, er wartete auf Antwort, Einwurf, oder Nachhülfe zu weiterer Anregung. Gregorius hatte aufmerksam zugehört, er war seinem Freunde schrittweise gefolgt, zuletzt konnte er sich des Lächelns nicht enthalten; aber er hatte dennoch nicht Alles verstanden. Er merkte auch, woher es kam, er mußte sich selbst bekennen, daß er Göthe's Schriften nicht gründlich und vollständig genug kannte: er hatte sehr viele gar nicht, andere nur flüchtig, oder nur einmal gelesen: jetzt fühlte er diese Lücke doppelt. Er mußte sich gestehen, daß der Hingegangene vielleicht Manches funfzig Jahre mit sich herum getragen, worüber ihm zu richten ein Augenblick genügt.

Darüber entstand eine kurze Stockung in der Unterhaltung, wie sie Freunde untereinander zur Sammlung, zur freieren Gedankenbewegung in der Stille, zu lieben und zu pflegen gewohnt sind. Endlich sagte der Doctor: Es wäre zu wünschen, daß Sie das Alles einmal näher auseinander setzten, umständlicher belegten, einzelner aus-

führten, oder wenigstens hier und da einen Stein des Anstoßes, der nach dem ersten Anschein Aergerniß erregen muß, aus dem Wege zu räumen suchten. Denn die laute Stimme, die sich gegen Ihren Dichter erhebt, ist doch auch zu hören, sie kommt zum großen Theile von wirklichen lieben Christen, die wir mit Liebe umfassen und im Bewußtseyn der Glaubensgemeinschaft als Brüder begrüßen. Wir wollen lieber den großen Dichter um Christi willen, als den Herrn um des Dichters willen lassen: lehren Sie uns beides vereinigen, wer würde nicht gern in einem bewunderten Menschen ein Glied in dem Reiche Gottes begrüßen?

Brandenstein stutzte, aber er besann sich sogleich wieder; er sagte: Eine ausführliche Demonstration zu Göthe's Ehrenrettung würde schwerlich überzeugen. Ist doch sogleich der Gemeinplatz zur Hand, daß es Göthe selbst nicht so gemeint habe, daß er wohl selbst darüber lächeln würde, wenn ihm reine Sittlichkeit, das höhere Geistesleben, biblisches Christenthum von seinen christlichen Verehrern untergeschoben würde. Die Subjectivität macht so zweifelhaft, daß sie sich überall zu begegnen fürchtet, und in solchen Urtheilen nicht den Dichter selbst, sondern subjective Ansichten auf ihn übergetragen sieht. Zur Verständigung können dagegen am besten seine Schriften selbst dienen, sie zeugen am lautesten von ihm und für ihn. Allein leider werden sie oft von denselben Personen unsterblich genannt, welche sie wie ephemere Flugschriften behandeln und lesen: oft ist ein Anstoß, ein Mißverständniß hinreichend, sie weg zu werfen, und alles Weiterlesen

zu verschwören. Darum ist nichts zu thun, als zum Lesen, zu wiederholter, eigner Prüfung einzuladen; aber es gehört noch eins dazu, nehmlich so viel Selbstverläugnung, um nach Befinden vorgefaßte Meinungen aufgeben, einmal ausgesprochene Urtheile widerrufen zu können.

Wir dürfen auch nicht vergessen, daß bei glänzenden Vorzügen die Schwachheiten und Gebrechen, bei großen Gaben die großen Mängel desto greller hervortreten, und mit dem größeren Pfunde, mit dem höheren und weiteren Berufe auch die Versuchungen sich mehren. Wer, obwohl selbst voller Gebrechen, mit dem angefeindeten Dichter wegen einzelner Flecken in's Gericht gehen wollte, der könnte sich allerdings als advocatus diaboli hervorthun, aber wir brauchen keinen solchen Ankläger, denn dergleichen Advocaten werden hauptsächlich zu Kanonisationen herbei gezogen, und da thut es freilich Noth, daß der Mensch in sich und in Anderen seines Schlages der Gebrechlichkeit sich bewußt werde, damit er den Menschen nicht vergöttere: aber darauf ist es hier nicht abgesehen, wir sollen nicht heilig sprechen, wie wir nicht verdammen sollen. Der Advocat könnte übrigens wohl ein großes Sündenregister aus 83 Jahren zusammen lesen, aber wird es auch die Exkommunikation begründen, welche so Viele über ihn aussprechen, die sich selbst richten sollten?

Es sind ja auch nicht sowohl einzelne Sünden, die ihm aufgerückt werden, bemerkte Gregorius, sondern das ist die Hauptklage, daß es ihm am Sündenschmerze, an

dem Glauben, der die Sünde tilgt und das Leben heiligt, an dem Ernste der Tugend gefehlt habe.

Sagen Sie es nur offen heraus, fiel Brandenstein ein, sein ganzes Leben wird als ein Sündenleben im Unglauben, als ein düsterer Sündenschlaf mit wenigen Momenten eines vorübergehenden Dämmerscheins, als ein schwerer Traum angesehen, in dem man sich dann und wann einmal regt, als würde man erwachen, aber ohne wirklich aufzuwachen. Und was bleibt dann auch weiter übrig, wenn das Licht des Offenbarungsglaubens fehlt, und die Weckstimme des innern Sittenrichters verstummt oder nicht zum Worte kommen kann?

Und zum Beweise führt der geistliche Dichter an, daß der weltlich gesinnte Heide weder zu Weihnachten, noch zu Ostern, noch zu Himmelfahrt und Pfingsten in die Kirche gegangen sey. — Es ist fern von mir, daß ich diese Unterlassung, diesen unkirchlichen Separatismus beschönigen, oder mit der übergroßen Aufgabe seines Lebens bemänteln, oder mit dem Zustande dieser oder jener Kirche entschuldigen wollte, denn es ist aus jeder Kirche viel Gutes mit nach Hause zu nehmen. Damit ist aber nur bewiesen, was keines Beweises bedarf, daß wir mit keinem Heiligen zu thun haben, daß unser großer Dichter noch viel besser hätte seyn können, und noch viel inniger von dem christlichen Glauben sich hätte durchdringen lassen sollen und können. Oder ich frage Euch, als die Aufläger, auf's Gewissen, was wohl dabei herauskommen kann, wenn man nicht bei sich, sondern hauptsächlich bei

seinem Nächsten, statt nach dem Guten, was er gethan, nach dem Guten, was er unterlassen hat, inquisitorisch nachfragt und nachspürt. Der Verstorbene hat allerdings nicht allein den äußern Gottesdienst, sondern vieles andere Gute und Löbliche unterlassen, wiewohl ich dreist der niedrig widrigen Verläumdung widerspreche, welche sich in den Versen Luft macht:

Und wenn Ihn dort der Cherubinen Lippen,
Wenn Ihn der Kirche Psalmen hier erhöh'n,
Wenn Ihn von Bergen, Inseln, Seen und Klippen,
Von Meer und Land geweihte Stimmen fleh'n,
Dann sehn wir Dich mit frost'ger Miene schnippen,
Bei Seinem Volke wolltest Du nicht steh'n.

Ja, es empört mich tief, ich kann es nicht bergen, es entrüstet mich im Innersten, daß der geistbegabte, geistliche Dichter solcher Klätscherei sein Ohr und seine Stimme leiht, daß er sich zu einer so widrig witzig schneidenden Antithese anstrengt, um ein lügenhaftes Gesicht wieder zu geben. Wer sind denn die, welche ihn so frostig haben schnippen sehen? Und worüber mag er denn geschnippt haben, über die Andacht, die sich zu Gott erhebt, oder über irgend Etwas, was sich darum und daran hängt? Galt's dem Zöllner oder dem Pharisäer, welche beide im Tempel ihre Andacht verrichteten? Aber vielleicht war ihm irgend einmal auch die wahre Gottesverehrung in fremder Sprache zur ungelegenen Stunde unbequem? vielleicht hat er dann und wann fromme Bestrebungen mißverstanden und so unrichtig gerichtet, wie

er nun wieder gerichtet wird? Wohl möglich! aber was folgt daraus?

Es folgt eben nur dieses, daß er große Versuchungen zu bestehen gehabt, und vielen unterlegen ist; wenn sein Ankläger außer dem unterlassenen Kirchenbesuche, außer seiner Lauigkeit gegen die heilige Missionssache, alle Unterlassungen, Alles, was Göthe hätte thun können, thun sollen, und nicht gethan hat, nach der Reihe einzeln aufzählen wollte, so würden gewiß noch viel mehr Stanzen nöthig seyn, als Ariosto und Tasso zusammen geschrieben haben. Bei welchem Christen gilt nicht dasselbe? Nach Zinzendorf bezieht sich die fünfte Bitte hauptsächlich auf das, was wir schuldig geblieben sind, was wir unterlassen haben, auf Erlaß der Schulden, die wir nicht bezahlt haben.

Doch der geistliche Dichter fühlte sich vielleicht in seinem Gewissen gedrungen, zu Abwehr einseitiger Verehrung und Vergötterung gerade an einem großen Manne solche Schwächen und Schulden nachzuweisen. Aber durfte er daraus auf Kälte gegen Religion und Mission schließen? Wenn er die äußeren Früchte des Glaubens, und insbesondere Theilnahme an den Angelegenheiten der Religion vermißt, warum vergißt er die Empfänglichkeit des Verstorbenen für die Bestrebungen des denkenden und des thätigen Glaubens? seine Aufmerksamkeit auf die tiefchristliche Richtung eines Daub: seinen Verkehr mit dem Doctor Knapp in Halle über das Mis-

sionswesen, und seine religiös-sittliche Theilnahme daran? *) —

Und wenn er auch niemals seinen Glauben nach dem A B C hergesagt hat, wer dürfte ihn darum des Unglaubens beschuldigen? Und wenn er auch mehr als einmal in der Lehre und im Leben Anstoß gegeben hätte, wer dürfte ihn darum den seligen Glauben an Gott in Christo, allen sittlichen Eifer, allen Sündenschmerz, alle Sündenerkenntniß absprechen?

Und wer schildert, ich frage noch einmal, wer schildert die Sünde kräftiger, als der Dichter, der auch dießfalls schon in den Mitschuldigen sich biblisch hat vernehmen lassen? Ist es nicht der Sündenschmerz, an dem Gretchen und Ottilie sterben, wenn auch nach ihrem Tode jene als Büßerin zu Gnaden angenommen, und diese gleich vielen Mitschwestern von der staunenden Menge als Heilige verehrt wird?

Oder woher kommt dem Dichter die Ruhe der Seele und der Friede des Lebens bei aller Unruhe des Herzens, bei allem Elende der Welt, woher anders, als aus dem Glauben an die Erlösung, Versöhnung und Wiederbringung, in welcher sich auch Faust's Ende verklärt, die schöne Lilie aus der Verzauberung erwacht, und das Kind mit dem Löwen spielt?

Aber wer traut vollends diesem Weltmenschen, diesem Lebemann, eine Uebung in der Selbstverläugnung,

---

*) Göthe's Werke, letzter Band. XXXI, 265.

im Entbehren und in der Entsagung zu? Und doch liegt eben hierin der Grundstein seiner sittlichen Höhe, die Manche Kälte nennen. Es ist auch wohl auf ihn die Erfahrung angewendet worden, daß es auf Bergen kalt sey: es ist nur hinzuzusetzen, daß es uns auch auf dem Vesuv und Aetna äußerlich kalt anwehet. Aber er ist auch darin ein Held, daß er, obwohl oft mit großer Mühe, der Herr seiner Empfindungen bleibt. Und wie der Dichter nach Horaz sich schweigend offenbart, so ist es auch die Art der Sittlichkeit, sich nicht selbst zu nennen und zu loben, darum bleibt sie denen unverständlich, welche au die Tugend nicht glauben, wenn sie sich nicht in salbungsvollen Redensarten verkündigt: Anderen verräth sie sich eben schweigend. Unsern Dichter könnte aber schon der einzige unvergleichliche Hymnus: „Edel sey der Mensch, hülfreich und gut 2c." auch in sittlicher Beziehung rechtfertigen, und der Sinn dieses Liedes ziehet sich für die, welche ihn verfolgen können, wie ein Goldfaden, durch alle seine Werke, durch die, welche wir Schwarz auf Weiß vor uns haben, und durch die, welche nicht geschrieben sind, welche sein Leben bilden. Darüber berufe ich mich zu äußerlicher Autorität auf Falks, auf Müllers Mittheilungen über den Verstorbenen, oder auch auf Ausländer. Deutsche können ihren Dichter aus Soret's denkwürdiger Denkschrift, und aus den Charakterzügen, welche Sarah Austin gesammelt hat, auch als Menschen näher kennen, ehren, lieben lernen. —

Aber, bei Vielen seiner Leser thäte es Noth, daß er zu allen einzelnen Lebensverhältnissen, welche er schildert,

seine Billigung und Mißbilligung, und andere moralische Nutzanwendungen unumwunden hinzugefügt, daß er seinen Schildereien und Bildern Auf-, In-, Ueber- und Unterschriften angehangen, und die einzelnen Personen mit Zeddeln, welche ihnen zum Munde heraussähen, deutlich versehen, und markirt hätte. Und doch würde auch das nicht ausgereicht haben, denn der Dichter hat es wirklich hinterdrein an solchen authentischen Selbsterläuterungen über Werthers Leiden, über die Wahlverwandtschaften und andere Aergernisse nicht fehlen lassen, und die Mißverständnisse über Sinn und Tendenz sind doch nach wie vor geblieben.

So pflegen auch diejenigen, welche meinem Helden die Sittlichkeit absprechen, folgerichtiger Weise auch die höhere, geistige Liebe an ihm zu vermissen. Aber ich bitte Euch, wenn Ihr's mit Händen greifen wollt, leset doch wenigstens die Elegie in der Trilogie der Leidenschaft, leset, was er dort von der reinen Liebe und von dem Verhältnisse dieser Liebe zu dem Frieden, den Gott giebt, und zu dem frommen Glauben, der in der Hingabe des Herzens an Gott besteht, in den zartesten Tönen seines Saitenspieles singet und klaget. Aber was hilft das Lesen und Hören, ohne Augen und Ohren, und was helfen Augen und Ohren, wenn der Wille fehlt? — —

Hier endete Brandenstein, sein Enthusiasmus für seinen Dichter, sein Eifer gegen dessen Widersacher hatte sein Recht gehabt. Dorothea drückte ihm die Hand, sie war mitten im Gespräche herzugetreten. Aber ihre Schwä-

gerin, welche sie begleitete, schlug sich unbedenklich auf Knapps Seite. Doch streiten mag ich darüber nicht, setzte sie hinzu, und am wenigsten mit Männern, und mit meinem Herrn Bruder, dem Enthusiasten, vollends gar nicht. Nur so viel weiß ich, daß ich mir zu einem Spaziergange durch Wald und Flur, zu einem Ausfluge durch Natur und Menschenwelt keinen bessern Wegweiser wünschen könnte, als den jungen und den alten Wolfgang, und wie süß ist das Accompagnement seiner Lieder, wie lehrreich sein Umgang, wie liebenswürdig sein Verhalten! Aber in geistlichen Sachen, in den Angelegenheiten unseres Seelenheils, in Allem, was mir wie jeder Menschenseele das Wichtigste, das Heimlichste und Theuerste ist, da kann ich sein Geleite nicht brauchen. Und wenn er mir auch seinen Arm bieten wollte, wiewohl er zu solcher Seelsorge sich niemals besonders bereitwillig gezeigt hat, — du müßtest mir denn die Harzreise dafür anrechnen wollen, — aber gesetzt er verstände sich dazu, mir auch dazu seinen Arm zu bieten, ich müßte ihn dennoch höflichst ablehnen. Und zum Sterben — zum Sterben könnte ich ihn vollends gar nicht brauchen, denn dazu gehört mehr, als die Liebenswürdigkeit, die er manchmal äußert, und die Ruhe des Friedens, nach der er sich zuweilen sehnt.

Brandenstein lächelte: es war ja seine Schwester, die sich ihm mädchenhaft opponirte. Thue das nur, Emilie, wer wollte Dir's verdenken? in der Sterbestunde denke ich auch nicht gerade, wiewohl ich's nicht wissen

und nicht bestimmen kann, an Eduard und Ottilie zu denken, ob sie gleich für alle Zeiten einen Sittenspiegel, und nach des Dichters eigenen Bekenntnissen den Kommentar zu Matthäus V, 28. enthalten. So denke ich mich auch sterbend nicht mehr aus Göthe's Farbenlehre zu erbauen, wiewohl sie das treueste Naturbild zur Erklärung der heiligen Dreieinigkeit darstellt *), deren selige Anschauung mir alsdann bevorsteht. —

Doch ich kann auch das nicht bestimmen. Der Mensch denkt, Gott lenkt. Aber ich will es zugeben: zu spezieller Seelsorge sind überhaupt seine Schriften nicht bestimmt. Außerdem gehe ich aber weiter mit ihm, als Du. Denn ich habe seine hohe reine Seele, seine ungeschminkte gesunde Sittlichkeit klar erkannt. Darum verdenke ich Dir's aber nicht, wenn Du spröder bist. Wenn ein Mädchen einem Jünglinge die Hand, einem Manne den Arm versagt, so ist damit kein Tadel, keine Anklage, keine Verdammung ausgesprochen, sondern nur eine zufällige, subjective Stellung, welche auf eine Idiosynkrasie hinausläuft.

Uebrigens möchte ich, sagte Dorothea, meine liebe Schwägerin, wenigstens daran erinnern, daß eine edle große Königin in den herben Tagen bittren Leidens, in den schweren Stunden des Schmerzes um Land und Leute, um viele, viele Menschen, in einer Zeit, wo aller irdischer Glanz vor der Noth des Lebens, vor der Ver-

*) Dante Parad. XXXIII.

gänglichkeit dieser Welt erbleichet, an einem Liede sich aufrichtete, welches wir ihm verdanken, und er hat es auch wieder Einem zu verdanken.

Die Töne sind so einfach, die Gedanken so bekannt und heimisch, als hätten wir sie schon sonst wo gehört.

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt Euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Oder sage mir doch, meine liebe Emilie, wo die Gemüths-Verfassung, welche zum Gebete treibt, welche alles eigene Wählen und Wollen aufgiebt und Gott befiehlt und auf sein Zeichen wartet, treuer, lebendiger, ergreifender geschildert ist, als in der natürlichen Tochter? —

Ach, wenn wir doch nur die Augen aufthun wollten, so schloß Dorothea, indem ihr die Augen vor Wehmuth übergingen, ach! wenn wir doch nur die Augen aufthun wollten, die zum Aufthun bestimmt sind, wir könnten an jedem Menschen, auch an dem geringsten, wie an dem besten oder größten, Dreierlei erkennen: das Ebenbild Gottes, nach dem jeder Mensch erschaffen ist, die Entstellung des Menschen durch die Sünde, und den mehr oder minder verborgenen, mehr oder minder geförderten Keim zur Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes nach dem Bilde Christi.

Unterdessen war Gregorius auf- und abgegangen, er nahm nicht weiter Theil an der Unterhaltung, wenigstens nicht aktiv. Aber zuweilen schüttelte er den Kopf,

denn er war noch nicht überzeugt; wer trennt sich so leicht von lange gehegten und gepflegten, durch die äußerliche Erscheinung unterstützten, und in der allgemeinen Stimme begründeten Meinungen? aber er schwieg, denn er war auch auf der andern Seite in seiner Ansicht wankend, ja er war wenigstens geneigt worden, Theilweise nachzugeben, er wollte die Akten um so weniger zu einem Endurthel abschließen, als er noch immer auf einen billigen Vergleich hoffte.

Brandenstein schloß sich jetzt an ihn an, er schlang seinen Arm unter den seinigen: ich bin doch wieder in den Eifer gerathen, sagte er, an dem ich noch immer laborire. Ein Extrem fordert sogleich das andere heraus: eine Uebertreibung erzeugt die entgegengesetzte. Aber die Wahrheit selbst liegt über der Parteiung: das Gleichgewicht liegt in der Mitte oberhalb der Wagschaalen. —

Brandenstein hielt inne. Wenn ein Mensch in der Hitze ein und das andere Wort zu viel gesagt hat und nun entdeckt, daß seine Aeußerungen seinem Innern nicht entsprochen, daß er sich selbst vergessen und einen Andern verletzt haben könnte, — da schlägt das Herz in Doppelschlägen und möchte so gern das Geschehene wieder gut machen.

Verzeihen Sie mir, fuhr Brandenstein fort, wenn ich zu heftig gewesen bin: möge mir doch auch der theure Mann verzeihen, dessen Stanzen mich zu diesen Vindizien hingerissen haben. Glauben Sie auch nicht, daß ich darum das ganze Gedicht verkenne oder verwerfe: ich ehre

es als Ausdruck einer subjectiven und zugleich christlichen Gemüthsfassung: ja ich kann mich lebhaft hinein versetzen.

Brandenstein schlug vor, das ganze Lied in seinem Zusammenhange mit einander zu lesen: die Frauen stimmten ein und Gregorius fand darin einige Satisfaktion. Brandenstein las im Bewußtseyn der Schuld, die der Dichter bei ihm ausstehen hatte.

Als er vollendet hatte, reichte ihm der Doctor die Hand. Sie sind gegen einen entschiedenen Christen ungerecht gewesen, sagte er leise, um gegen einen unentschiedenern gerecht zu seyn. Sie haben namentlich nicht bedacht, daß der christliche Sänger nicht das Innere seines Mitsünders richtet, sondern dieses mit zarter Schonung und inniger Zuneigung in Frage stellt, während er das Aeußere, welches uns vor Augen liegt, nach dem in der Schrift gegebenen Maasstabe beurtheilt. Und wenn er hier im Irrthum seyn sollte, weil er etwa Einzelnes von seinem Innern trennt, aus seinem Zusammenhange reißt, und eben nur äußerlich ansieht, so würde es ihn selbst freuen, wenn er eines Andern belehrt werden könnte. Darum hätten Sie auch nicht über Worte mit ihm rechten sollen, wo Sie als Christ in der Sache mit ihm einverstanden sind. Aber Sie haben sich auch selbst dieser Einseitigkeit angeklagt, und jetzt haben Sie, durch die Vorlesung, Alles wieder gut gemacht, lieber Brandenstein, Sie haben ihrem Gegner genug gethan, Abbitte gethan, jedem Worte sein Recht angethan, er hat meines Erachtens nichts mehr an Sie zu fordern.

Und über Göthe, sagte Brandenstein, lassen Sie uns nicht wieder streiten. Machen Sie es, wie meine Schwester Emilie, mit der wir Sie doch überall in einer solchen Uebereinstimmung finden, daß das geschärfteste Ohr nichts nachzustimmen findet. Es thut überhaupt nicht Noth, daß Jeder jeden Sterblichen ganz und vollständig kennen lernt, wenn er ihn nur nicht verurtheilt, ohne ihn zu kennen. So weiß ich auch recht wohl, daß Viele theure Seelen um ihres Glaubens willen von diesem und jenem Menschen sich lossagen; und diese Scheu, diese Resignation ist gewiß zu ehren. Es schadet nicht, es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß wir uns hienieden nicht alle kennen lernen können, aber Eins ist Noth, es ist die Erkenntniß des Herrn in seiner Offenbarung an die Menschen zu ihrer Erweckung, Erlösung, Erleuchtung und Heiligung. Für diese selige Erkenntniß Gottes in Christo ist oft, nach den verschiedenen Stufen und Standpunkten unserer geistigen Entwicklung, dasselbe störend und hinderlich, was unter verändertem Gesichtskreise zum geistlichen Wachsthume gereicht.

## III.

# Gott, Gemüth und Welt.

G. W. l. H. II, 227—232.

---

Talismane werd' ich in dem Buch zerstreuen,
Das bewirkt ein Gleichgewicht.
Wer mit gläubiger Nadel sticht,
Ueberall soll gutes Wort ihn freuen.

*
* *

Ohne Theologie, keine Psychologie, keine Kosmologie. Ohne das Wort Gottes ist weder Selbsterkenntniß, noch Weltanschauung möglich. Ohne geistliche Erleuchtung keine Aufklärung. Wenn aber der Himmel durch das Licht, wie Gott durch das Wort, offenbaret wird, so bekommt auch alles, was darunter liegt, wie der Planet von der Sonne, Licht und Wärme. Und ob wir auch durch einen mehr oder weniger dunkelen Spiegel sehen, so ist doch der Schlüssel gefunden zu allen Räthseln und Geheimnissen; und nirgends ist dem Forschen eine Gränze gesteckt.

---

I.

Am Anfange schuf Gott Himmel und Erde, und in sechs Tagen Alles, was darinnen und darauf ist. Und Gott sahe an Alles, was er gemacht hatte, und siehe da! es war sehr gut. Jede Stunde ist eine Fortsetzung dieser Schöpfung.

II.

Was Gott thut, das ist wohl gethan. Wer daran glaubt, der vertrauet Gott, der ist von Gott selbst wieder hergestellt, und schon hier wieder auferbauet zum ewigen Leben, er ist auch diesseits in Gemeinschaft mit ihm.

III.

Aber der unbedingten Hingabe an Gott widerstrebt eine Stimme in unserem Innern, die Stimme des Sanheribs zu Hiskia, die uns immerwährend zuflüstert: Laß dich deinen Gott nicht betrügen, auf den du dich verläßsest. Und wirklich bestätiget es sich, daß Gott den Weisen bethört, indem Er ihn seiner Thorheit überführt, und den Verständigen in Irrthum, nämlich aus dem unerkannten in den erkannten und bewußten, mithin recht eigentlich in Irrthum versetzt, denn Er macht, daß wir uns selbst in unserm Irrthum erkennen, und decket auf, das verborgen war. Er fähet die Listigen, und erniedriget den Hohen. Er stürzet den Unschuldigen in Schuld, indem Er ihm die Unwissenheit seiner Schuld raubt, die wir Unschuld nennen; ja Er ist es, der den Sünder

schlägt, und um Alles, was ihm eigen ist, selbst um seine eigene Selbstheit bringt, und verkürzt; aber selig ist der Mensch, den Gott straft.

## IV.

Gott ist Unser Vater, und Vater Unser, wir sind Kinder Gottes, und Gottes Kinder; es ist Alles eins, ob du Ihn zuerst oder zuletzt nennest, denn Er ist das A und das O, der Erste und der Letzte, der Anfang und das Ende. Aber wie du auch die ersten Worte stellest im Gebete des Herrn, bete nur im Namen dessen, der es zuerst gebetet, und in Erwägung des inhaltschweren und wundervollen Verhältnisses, welches jene zwei Anfangsworte bezeichnen und offenbaren. In diesem Verhältnisse und vor Ihm verschwindet aller Rang- und Wortstreit.

## V.

Somit finde ich mich als ein Doppelwesen, als Geschöpf Gottes und als Natursohn, ja als ein Kind Gottes und als ein Weltkind. Als natürlichem Menschen ist mir das sinnliche Reich der unfreien Natur, als dem im Bade der Wiedergeburt neugebornen geistlichen Menschen das Reich der freien Gnaden gegeben, welches, durch das Wort Gottes offenbaret und von Glied auf Glied überliefert, mich läutert und reiniget. Während mich die irdische Natur verfestet, indem sie mich an sich und an mich selbst bindet, macht mich die überirdische Gnade von mir selbst frei.

## I.

Am Anfange schuf Gott Himmel und Erde, und in sechs Tagen Alles, was darinnen und darauf ist. Und Gott sahe an Alles, was er gemacht hatte, und siehe da! es war sehr gut. Jede Stunde ist eine Fortsetzung dieser Schöpfung.

## II.

Was Gott thut, das ist wohl gethan. Wer daran glaubt, der vertrauet Gott, der ist von Gott selbst wieder hergestellt, und schon hier wieder auferbauet zum ewigen Leben, er ist auch diesseits in Gemeinschaft mit ihm.

## III.

Aber der unbedingten Hingabe an Gott widerstrebt eine Stimme in unserem Innern, die Stimme des Sanheribs zu Hiskia, die uns immerwährend zuflüstert: Laß dich deinen Gott nicht betrügen, auf den du dich verlässest. Und wirklich bestätiget es sich, daß Gott den Weisen bethört, indem Er ihn seiner Thorheit überführt, und den Verständigen in Irrthum, nämlich aus dem unerkannten in den erkannten und bewußten, mithin recht eigentlich in Irrthum versetzt, denn Er macht, daß wir uns selbst in unserm Irrthum erkennen, und decket auf, das verborgen war. Er fähet die Listigen, und erniedriget den Hohen. Er stürzet den Unschuldigen in Schuld, indem Er ihm die Unwissenheit seiner Schuld raubt, die wir Unschuld nennen; ja Er ist es, der den Sünder

schlägt, und um Alles, was ihm eigen ist, selbst um seine eigene Selbstheit bringt, und verkürzt; aber selig ist der Mensch, den Gott straft.

IV.

Gott ist Unser Vater, und Vater Unser, wir sind Kinder Gottes, und Gottes Kinder; es ist Alles eins, ob du Ihn zuerst oder zuletzt nennest, denn Er ist das A und das O, der Erste und der Letzte, der Anfang und das Ende. Aber wie du auch die ersten Worte stellest im Gebete des Herrn, bete nur im Namen dessen, der es zuerst gebetet, und in Erwägung des inhaltschweren und wundervollen Verhältnisses, welches jene zwei Anfangsworte bezeichnen und offenbaren. In diesem Verhältnisse und vor Ihm verschwindet aller Rang- und Wortstreit.

V.

Somit finde ich mich als ein Doppelwesen, als Geschöpf Gottes und als Natursohn, ja als ein Kind Gottes und als ein Weltkind. Als natürlichem Menschen ist mir das sinnliche Reich der unfreien Natur, als dem im Bade der Wiedergeburt neugebornen geistlichen Menschen das Reich der freien Gnaden gegeben, welches, durch das Wort Gottes offenbaret und von Glied auf Glied überliefert, mich läutert und reiniget. Während mich die irdische Natur verfestet, indem sie mich an sich und an mich selbst bindet, macht mich die überirdische Gnade von mir selbst frei.

## VI.

War die Natur an sich und in ihrer reinsinnlichen Erscheinung ohne Gott, so wird sie nun verklärt, und durch die Gnade der übernatürlichen Offenbarung selbst zur Offenbarung. Nun finde ich Gott in der Natur, als den Herrn in Seinem Reiche, und Natur in Gott, denn Gott ist die Wirklichkeit und Wesenheit Selbst.

## VII.

Aber ich finde nicht bloß außer mir, sondern auch in mir selbst eine Welt, und in dieser Welt Gott. Dieser Gott ist mein Gott, und derselbe Gott ist auch Schöpfer Himmels und der Erden, welchen der Mensch, als eine fremde Uebermacht, fürchtet, bis er Ihn, als seinen Herrn und Freund, als sein eigenstes Eigenthum, erkennen und lieben lernt. Der im Weltall waltet, wohnt auch in der engen Brust des Menschen. Die Möglichkeit dieses Wunder zu erkennen, die Möglichkeit der Liebe neben der Furcht ist durch die Gnade Gottes und deren Erkenntniß vermittelt. Diese Erziehung des Menschengeschlechts wiederholt sich in jedem einzelnen Menschen; aber sie ist uns auch in der Geschichte Israels, und demnächst in der Geschichte aller Völker, im Ethnizismus, offenbaret. Gott hat kein Volk ganz verlassen.

## VIII.

Ist nun Gott zeitlich und räumlich, innerlich und äußerlich nach Seinem Geiste und Wesen überall, so

forsche nicht weiter nach Seiner eigensten Persönlichkeit und besonderen Beschaffenheit, und frage nicht nach Gottes Zeit und Ort. Auf solche Fragen verstummet die in alle Zeiten und Räume, in alle Leben und Geister, wie in eben so viel Götter vertheilte Gottheit. Die Götter antworten nicht, wenn du nach Gott fragst. Halte dich an das Wort, in dem Er von Sich Selbst zeuget: Ich bin, der Ich bin. Frage nicht, wie und wann und wo Er ist, denn Er ist das Wie und Wann und Wo Selbst. Frage auch nicht nach dem Grunde des Grundes; denn Gott ist das Warum Selbst. Er ist das Warum, und du bist an das Weil gewiesen. Darum frage und zweifle nicht länger, sondern thue; so wirst du Ihn finden. Forsche nicht, sondern handele, weil Er ist. Das Wort werde That. Aller Glaube ist nach seiner Natur praktisch. In der lebendigen Thätigkeit des Glaubens lösen sich alle Fragen, weil sich alle Zweifel lösen.

## IX.

Willst du nun das Unendliche, als Gottes Wahrzeichen, erkennen, so rühre dich und wende dich im Endlichen nach allen Seiten, und du wirst die in der Ferne gesuchte Unendlichkeit in nächster Nähe, den im leeren Denken verflüchtigten Begriff Gottes in der Wirklichkeit, im Endlichen selbst erkennen.

## X.

Wenn du die Anschauung des Universums in dir aufzunehmen wünschest, so lerne auch in der kleinsten und unbedeutendsten Erscheinung das Universum, im Theile das Ganze erkennen.

## XI.

Auch der Mensch ist eigentlich und ursprünglich gar nichts, als das Nichts, aus dem er geschaffen ist; er soll aber Alles werden. Das Senfkorn ist das Kleinste unter allen Saamen; wenn es aber erwächset, so ist es das Größeste unter allen Pflanzen, und wird ein Baum, daß die Vögel unter dem Himmel kommen, und wohnen unter seinen Zweigen. So entwickelt sich aus dem Kleinsten, als aus Nichts, das Weltall, wenn es sich rührt und regt, bewegt, und bethätigt.

## XII.

Alles Leben und Regeseyn erfolgt durch Entzweiung und Scheidung. Gott sprach: Es werde eine Veste zwischen den Wassern. Da machte Gott die Veste, und scheidete das Wasser. Aus der Scheidung des Wassers, als des neutralen Elements, welches ist und auch nicht ist, erwächset alles Leben.

## XIII.

Aus der Entfaltung folgt Gestaltung. Gott sprach: Es sammele sich das Wasser unter dem Himmel an son-

dere Oerter, daß man das Trockene sehe. Gott sprach wieder, und die Erde ließ aufgehen Gras und Kraut und fruchtbare Bäume. Und Gott sprach: Es errege sich das Wasser mit webenden und lebenden Thieren. Und Gott schuf große Wallfische, und allerlei Thiere, das da lebet und webet und vom Wasser erregt ward, nnd allerlei gefiederte Gevögel, das auf Erden unter der Veste des Himmels fliege. Und wiederum schuf Gott auf der Erde selbst lebendige Thiere, Vieh und Gewürme.

## XIV.

Wie aus dem Wasser, so entwickelt und entfaltet sich auch aus der Luft, wie aus dem Nichts, die Materie, aus dem klaren, durchsichtigen Aether dichte Masse, Stein und Metall. Aber wir brauchen uns nicht mit den leeren Begriffen von Nichts nnd Etwas herumzutreiben. Den handfestesten Beweis liefern die Aerolithen.

## XV.

Die Kraft, die wir an diesem Beispiele in ihren Wirkungen wahrnehmen, ist das Feuer, welches die rohe Materie bildet und belebt, den schweren Erdkörper seines Gewichts entledigt, und hiermit entfesselt und verflüchtigt, das Sichtbare unsichtbar macht, und in die Höhe hebt, aus der Alles stammt.

## XVI.

Aber wie der Körper hinauf steigt, so fällt er auch wieder zur Erde herab, denn nach der Schwere ist die

Erde seine Geburtsstätte. Gleicherweise ist auch der Mensch der Zucht des Naturgesetzes, dem Herüber und Hinüber, dem Oben nnd Unten unterthan; einmal mit dem Elemente der Erde verbunden und verfestet, einmal im Elemente des Feuers aufgelöset und verflüchtigt.

## XVII.

Aber ob er auch die Elemente in sich findet, so findet er doch nicht sich in den Elementen. Und wenn die Vernunft alle Eingeweide der Dinge durchwühlt, und ihnen alle Adern öffnet, daß sie sich daraus entgegen springen möge, so wird sie doch nicht zu diesem Glücke gelangen, in den Dingen sich selbst zu begegnen.

## XVIII.

Lasset uns die Natur, um sie von dem Menschen zu unterscheiden, näher erfassen. Wir betrachten sie, da sie in jedem Theile ganz ist, in einer ihrer einfachsten Erscheinungen, in dem Urphänomene des Magnets. Was drückt nun diese Richtung der Nadel nach Norden aus? Offenbar die Richtung nach Außen. Und warum ist die Nadel nach Außen gekehrt? Darum, ist die Antwort, weil sie kein Inneres hat, weil die Natur selbst an sich nur äußerlich ist. Aber das Wesen des Menschen ist, Subjekt zu seyn; ihm ist es gegeben, sich selbst zu finden, wenn er sich in Gott findet. In der Natur treibt er nach Norden, wie jede Naturkraft; aber mittelst der Gnade wendet er sich nach Morgen, nicht als seine, sondern als die Kraft Gottes.

## XIX.

Mit dem Aeußerlichen, als der Aeußerung des Innern, ist sofort die Polarität gesetzt, welche die Schöpfung ewig jung und lebendig erhält. Die Polarität ist das Prinzip alles Daseyns und Lebens. Setze, daß die sich entgegengesetzten Pole sich vereinigen und berühren und neutralisiren, und sofort wird die Schöpfung stille stehen, das Werden aufhören, und die Ruhe des Todes, Absorbtion, eintreten.

## XX.

Darum hat Alles, was in der Zeit lebt, und aus der Zeit hervor gegangen ist, dem Schöpfer zu danken, der die Pole *auf ewig* entzweit hat, denn ohne diesen polaren Dualismus ist die Zeit selbst nicht, ohne Zeit kein Leben.

## XXI.

Der Magnet selbst, an dem wir zunächst das allgemeine Naturgesetz der Polarität entdeckt haben, ist ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es denn auch ein Symbol für alles Uebrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen. Liebe und Haß ist nur ein anderer, höherer Ausdruck, um dieses Geheimniß zu erklären.

## XXII.

Darum wiederholen sich auch die Erscheinungen des Magnets überall. Was eins und sich selbst gleich ist, entzweit, entfernt, entäußert sich, um zu seyn. Was du in dem Anderen suchst, ist nicht das, was eben die Entzweiung hervor gebracht hat, und beständig erhält, das sich selbst Gleiche, sondern vielmehr das, was dir fehlt, das Ungleiche, Entgegengesetzte. Findest du nun im Anderen nur das, was du hast, so wirst du dich gleich wieder entfernen.

## XXIII.

Was aber entzweit ist, sucht sich wieder, um sich zu ergänzen. Ein Beispiel hierzu liefert die Geschlechtsverschiedenheit, die sich schon im Kindesalter ausweiset. Darum pflegen die Knaben lieber mit Mädchen als mit ihres Gleichen zu tanzen; und so kannst du in jeder Kinderstube, und auf jedem Spielplatze das Gesetz bestätigt finden, daß die entgegengesetzten Pole, als freundschaftliche, sich anziehen.

## XXIV.

Die Bauern hingegen sind kaum in der Schenke mit einander in Berührung gekommen, als sie auch in Zänkerei und Schlägerei gerathen, weil sie als sich gleich in den Interessen kollidiren, und die Individualität gegen einander zu behaupten haben. So bewährt es sich

in jeder Dorfschenke, daß gleiche Pole, als feindschaftliche, sich abstoßen.

XXV.

Aber es bedarf nur eines ungleichen Pols, um der Spannung ein Ende zu machen. In jener Bauernschenke erscheint der Amtmann, und sofort ist das Uebel gestillt, der Friede hergestellt, weil er ein anderer ist, und zwar der Gegenpol, der das Uebergewicht auf seiner Seite hat, Plus gegen Minus. So offenbart sich auch in den Ständen, und im Staate, als der höheren Potenz der Natur, das ewige Gesetz der Polarität.

XXVI.

Betrachte die Magnetnadel weiter; sie wird unruhig, wenn du andere Magnete in ihre Atmosphäre bringst. Solchen Oscillationen und Nutationen bist auch du ausgesetzt. Darum hüte dich vor allen Verlockungen, und gehe deinen geraden Weg. Willst du die Richtung nicht verlieren, so mußt du Allem, was dich rechts oder links anziehen oder abstoßen könnte, entsagen lernen.

XXVII.

Nach dem Gesetze der Polarität ist auch Licht und Finsterniß einander gegenüber gesetzt. Licht und Finsterniß sind wie alle Pole auseinander gehalten, und geschieden. Finsterniß wird nicht lichter, wenn sich auch das Licht verdoppelte. Und der unendliche Raum des Welt-

alls bleibt dunkel, ob auch das Licht, als der positive Pol, das Uebergewicht hat.

## XXVIII.

Was Licht und Finsterniß aus einander ,hält, ist auf der einen Seite das Auge, auf der anderen die Materie, also Subjekt und Objekt. Das Auge ist aber wiederum, als Mikrokosmus, das Licht, die Materie das Dunkel. Und somit ist der erste polare Gegensatz nicht gelöset, sondern ein neuer hinzu gekommen, in welchem sich der erste wiederholt.

## XXIX.

Licht und Finsterniß sind entgegengesetzte Pole; eben darum fodern sie sich, um sich zu ergänzen. So erklärt es sich, daß das Auge durch das Dunkel für das Licht gestärkt wird, und es ist ein uralter Satz, daß das Auge durch die Finsterniß zusammengezogen, gesammelt, durch das Licht entbunden, ausgedehnt werde.

## XXX.

Licht und Finsterniß an sich stehen im abstrakten Gegensatze, das Abstrakte ist der Tod selbst; wir aber suchen das Konkrete als das Leben. Schwarz und Weiß sind verkörpertes Licht und Dunkel, und als verkörpert undurchsichtig, mithin Symbol des leiblichen Todes. Licht und Finsterniß waren als solche nicht zu vereinigen; als schwarz und weiß sind sie atomistisch zu mengen. So

gemischt erzeugen sie nicht etwa das Konkrete, Lebendige, sondern ein schmutziges, lebloses Grau.

## XXXI.

So Weiß und Schwarz in ihrer Undurchsichtigkeit. Wenn hingegen das Licht selbst einem Körper sich vermählen, wenn es in dieser Entäußerung und Hingabe sich selbst gleich bleiben will, so wird es einen ihm völlig gleichen, mithin vollkommen durchsichtigen Körper wählen. Einen solchen giebt es aber für den Menschen nicht; ja, es widerspricht vollkommene Durchsichtigkeit dem Begriffe des Körpers, als Raum erfüllend.

## XXXII.

Darum halte dich, o Mensch, mit vollem Herzen an das, was dir gegeben ist. Und dieß ist die Mitte zwischen Licht und Finsterniß, die Brücke zwischen dem Auge und der Körperwelt, nämlich das Durchscheinende, das Trübe, die erste Lamelle der Körperlichkeit. Das Trübe ist dynamisch dieselbe Vermittelung zwischen Licht und Finsterniß, wie mechanisch Grau zwischen Weiß und Schwarz. Durch die Trübe siehst du das Licht, nicht wie es ist, sondern wie es wird; und so bist du auch bestimmt, Erleuchtetes zu sehen, nicht das Licht.

## XXXIII.

Durch die Trübe wird Licht und Finsterniß vermittelt, konkret, lebendig, F a r b e. Farbe ist getrübtes Licht,

erleuchtete Finsterniß. So tritt das Licht aus seiner Einheit in die Mannigfaltigkeit der Farbenwelt. Wenn es durch eine dichte Trübe gesehen wird, erscheint es in seiner königlichen Herrlichkeit als Purpur, wie sich an der aufgehenden und untergehenden Sonne offenbart.

## XXXIV.

Licht, durch geminderte Trübe gesehen, erzeugt Feuerroth, Orange.

## XXXV.

Je mehr sich nun die Trübe verdünnt, um so mehr verbleicht das Roth, bis es endlich als helles Gelb erscheint. Verfolge nur die Sonne nach ihrem ersten Aufgange im ersten und weiteren Steigen und vor ihrem Untergange im vorletzten und letzten Fallen.

## XXXVI.

Ist endlich das Medium des Aethers, durch welches du alles Licht siehest, so gereinigt, daß die Trübe im Verhältniß zu der Gewalt des Lichts als Null gelten kann, so erscheint das Licht in seiner ursprünglichen Weise, nämlich weiß, wie sich an der Sonne im Zenithe zeigt.

## XXXVII.

Anders erscheint die Finsterniß, wenn sie durch die Trübe gesehen wird. Wenn auf die zwischen dem Auge

und der Finsterniß liegende Trübe das Licht scheint, so erscheint die Dunkelheit blau. So ist der Himmel ewig dunkel, aber beim Tageslichte erscheint er blau.

## XXXVIII.

Dieses Blau wird immer tiefer und dunkeler, je mehr sich die Trübe verdünnt, wie auf Bergen, immer matter und heller, je mehr die Trübe zunimmt, wie in Thälern. Wäre das Firmament nicht finster, so würde es bei verminderter Trübe nicht finsterer, bei vermehrter nicht heller werden.

## XXXIX.

So bald die Trübe nicht mehr erleuchtet ist, wird die Herrlichkeit der königsblauen Finsterniß schwarz. So erscheint die Finsterniß des Himmels zur Nachtzeit.

## XL.

Aber Licht bleibt immer Licht, es erscheine roth, gelb oder weiß; Finsterniß immer Finsterniß, sie erscheine blau oder schwarz. Beide bleiben an sich ewig geschieden, sie treiben friedlich und einträchtig ihr Wesen in einem Dritten, Mittleren, wo sie als Farben erscheinen, die weder das Licht noch die Finsterniß selbst sind. Und so bleibt das Wort Gottes stehen. Er sprach: Es werde Licht, und es ward Licht. Da scheidete Gott das Licht von der Finsterniß.

## XLI.

Und darum ist es kurzsichtige Thorheit, die in den polaren Gegensätzen nicht den Frieden, sondern eitel Krieg und Kampf, und eine Welt, die nur durch Widerstreit und Widerspruch besteht, zu sehen vermag. Streit zwischen Licht und Finsterniß ist überhaupt ungedenkbar und unmöglich, denn sie kommen in keine Berührung mit einander.

## XLII.

Vielmehr hat sich ein Drittes, die Körperwelt, deren erster Anfang die Trübe ist, zwischen beide in die Mitte gestellt, welche sie, wie alle Pole, ewig auseinander hält, und somit die reale Wirklichkeit darstellt. Gott sprach: Es werden Lichter an der Veste des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht; und Gott setzte sie an die Veste des Himmels, daß sie schienen auf die Erde, und den Tag und die Nacht regierten, und scheideten Licht und Finsterniß. Und Gott sahe, daß es gut war.

---

## Zugabe.

Es kostet jederzeit einige Verläugnung und Ueberwindung, wenn wir uns entschließen sollen, irgend einen Gedanken, dem wir einige Bedeutung beilegen, sey es ein eigenes Kind oder ein Pflegling, ein altbekannter oder

ein angeblich neu erfundener, in einzelnen unentwickelten Sätzen, ohne die nöthige Ausbreitung und Auseinandersetzung, ohne alle begleitende Empfehlung oder Verwahrung, auf die Gefahr des Mißverständnisses, aus seiner stillen Heimath in die fremde Welt zu entlassen, und sich selbst zu befehlen.

Diese Erfahrung machte vor zehn Jahren der Verfasser der vorstehenden Uebersetzung, als er dieselbe, abgerissen von einer schon ausgearbeiteten umständlicheren und genaueren Paraphrase, und ohne das Geleite eines Kommentars, ohne Noten und Parallelen, als einen Vorläufer für sich allein ausgehen ließ.

Indessen hatte er es doch über sich vermocht: er schickte damals das Kind ohne Ausstattung, ja ohne Paß und Wegweiser in die Welt, aus welcher es längst, von Wenigen beachtet, zu ihm zurückgekommen ist. Jetzt versucht es sich noch einmal mit mehrerem Geleite.

Daß in einem kurzen Auszuge nicht jedem Worte der Urschrift genug gethan, und von dem vielfachen Sinne nicht jede Seite aufgedeckt werden konnte, war schon damals bevorwortet worden. Außerdem war schon damals zu einiger Entschädigung eine einzige allgemeine Anmerkung als Zugabe hinzugefügt worden, worauf der Verfasser um so mehr Anspruch machen zu dürfen glaubte, als das Uebersetzen schon an und für sich, als Nachbeten, zunächst eine Selbstverläugnung zu enthalten scheint, wofür man sich in Anmerkungen schadlos zu halten und

unterhalb des Textes Raum für sich selbst zu gewinnen pflegt.

Der Anhang war dem Schreckensworte: Pantheismus gewidmet, welches seit geraumer Zeit wieder sehr geläufig geworden ist. Wenn er insofern als zeitgemäß erscheinen konnte, so schien er auch an seinem Orte zu seyn, denn die Theologie, welche in den vorstehenden Apophthegmen sich ausspricht, ist gleich dem Verfasser derselben mehr als einmal des schnödesten Pantheismus geziehen worden.

Aber es scheint, als wenn über den ungemessenen Eifer gegen die hiermit bezeichnete Weltansicht die Meisten nicht Zeit und Muth finden könnten, dem Feinde fest in's Auge zu sehen, und zu prüfen, was er im Schilde führt. Und darum mag hier noch einmal die Zugabe der Uebersetzung folgen und dem ausführlicheren Kommentare vorausgehen, wiewohl auch hiezu nach Verlauf von zehn Jahren, in welchen sich der Verfasser darüber weiter auszusprechen Veranlassung genommen hat, einige Selbstverläugnung und Selbstbeschränkung gehört.

Allerdings ist der Pantheismus, wie er gewöhnlich erscheint, ein Ungeheuer, vor welchem sich jeder Christ, wie vor dem Atheismus, fürchtet und bekreuzet, das er überall argwöhnt, und dem er jedesmal ausweicht, ohne es recht anzusehen. Und doch ist zu befürchten, daß er, bei strengerer Prüfung, von dieser verrufenen Ansicht sich selbst nicht ganz freisprechen kann, weil er neben Gott

nichts anderes als wahr und wirklich anerkennen darf, wenn er Ihm, dem Alleinigen, die volle Ehre geben will.

Auch dürfte es wohl nicht schwer fallen, Bibelstellen zusammen zu stellen, die, wenn sie aus anderer Quelle uns zukämen, dem Verdachte einer pantheistischen Grundlage nicht entgehen könnten; darauf müssen wir aber insgesammt und jederzeit bedacht und gefaßt seyn, daß wir Rechenschaft geben von unserem Glauben.

Es käme hiernach darauf an, den Pantheismus nach seinem ursprünglichen Wesen und nach seinen folgerechten Ergebnissen rein aufzufassen, um seine unmittelbaren Ausflüsse von seinen Auswüchsen, seine natürliche Entwickelung von seiner monströsen Verbildung, zu scheiden.

Hier erinnern wir nun ohne gemessene Ordnung an einige Lehren der heiligen Schrift, welche auch dem ursprünglichen und unvermischten Pantheismus zum Grunde zu liegen, ja diesem nicht ohne mittelbaren Einfluß der Offenbarung zugekommen zu seyn scheinen.

Die heilige Schrift lehret wesenhafte Allgegenwart Gottes, und mithin, neben der Supra- und Extramundaneität, auch die Intramundaneität des höchsten Wesens, welches nicht bloß in seinen Wirkungen der Welt inwohnt. Dem Christen ist Gott nicht bloß als das höchste Wesen, sondern auch als das tiefste, als Einzelwesen, und als das einzige Wesen offenbart.

Hieraus folgt die Immanenz der Dinge in Gott, und die Schrift selbst erkennet außer Gott kein wahrhaf-

tes Seyn an. Sie lehrt die Schöpfung aus Nichts; sie lehrt auch eine immer fortgesetzte Schöpfung, wie wir schon an dem geoffenbarten Begriffe der Vorsehung erkennen können. Ja die Welt ist, auch nach der Erschaffung, ohne ihren Schöpfer das Nichts, aus dem sie erschaffen ist, das sie nur durch Ihn zu seyn aufgehört hat, und ohne Ihn jeden Augenblick von neuem wird. Wer fühlt nicht sein Nichtseyn, sobald er sich ohne Gott denkt?

In der Lehre von der ersten Schöpfung des Menschen, und von der zweiten, nämlich von der Erlösung, ist die innigste Verwandtschaft und Gemeinschaft des Menschen mit Gott anerkannt, „die das Geschöpf nur dadurch zu bethätigen vermag, daß es sich unterwirft und anbetet." Auch im Sacramente feiert das Christenthum die Gemeinschaft des Endlichen mit dem Unendlichen, des Elements mit dem Worte.

Wiederum lehret die Schrift auf das lebendigste eben sowohl die gänzliche Abhängigkeit des Menschen, als dessen Freiheit, jene als objektive, diese als subjektive Thatsache.

In der Selbstheit erkennet jeder Christ die Wurzel der Sünde. In dem Glauben an den göttlichen Hohenpriester, und in der durch die objektive Gnade subjektiv vermittelten, gegen die Selbstheit gekehrten Thätigkeit dieses Glaubens, welche sich als die hohepriesterliche Gesinnung der Selbstopferung manifestirt, findet er den vorgezeichneten Weg der Entsündigung.

Auf der anderen Seite lehrt aber auch die Schrift Selbsterhaltung und Fortdauer der Individualität, indem sie nicht bloß ein Vorübergehen des Accidens, das Sterben, sondern auch ein Bestehen des Accidens in der Auferstehung des Leibes offenbaret hat.

Indem sie in dem Glauben an den Sohn Gottes die gänzliche Vernichtung des großen Schuldbuches, und die völlige Auslöschung des Bösen, als sey es nicht da gewesen, auf das zuversichtlichste predigt und verheißet, hat sie schon die objektive Wesenlosigkeit der Sünde voraus gesetzt. Das Geschehene wird ungeschehen gemacht. Er vertilgt unsere Missethat, wie eine Wolke, und unsere Sünde, wie einen Nebel. Daß die Sünde nur subjektive Wirklichkeit und Gültigkeit hat, ist auch darin ausgedrückt, daß Gott Mensch wurde, um die Menschensünde auf sich zu nehmen. Dasselbe ergiebt sich auch daraus, daß selbst der Teufel wider seinen Wille Gutes thun muß, welches nur für ihn Böses ist.

Alle diese Lehren finden sich auch im echten Pantheismus, welcher sie erst von der Offenbarung entlehnt hat; sie vertragen sich auch mit seiner Grundlehre. Wenn sie der Verstand treu und ehrlich, und ohne menschliche Zusätze verarbeitet, und zur Verständigung bringt, so lösen sich alle anscheinliche Widersprüche; aber immer wird der Verstaud selbst bekennen, daß er seinen Stoff nicht aus sich selbst hat, sondern von der Vernunft, welche wiederum nur das vernehmen kann, was ihr zu vernehmen gegeben und geboten wird.

Nun fragt es sich aber weiter, ob es zur Konsequenz des Pantheismus, oder vielmehr zu seiner Ausartung gehört, wenn er etwa ferner eine bloße Relativität des Bösen im groben, kruden Wortverstande, oder eine Absorbtion im kapernaitischen Sinne, oder die Unpersönlichkeit Gottes, oder die Einerleiheit Gottes und der Welt, der Freiheit und der Nothwendigkeit aus seinen unverfänglich scheinenden Vordersätzen herausrechnet, oder wenn er Gutes und Böses entweder gar nicht, oder wenigstens nicht wesentlich, sondern nach den Graden, nämlich als einzelne und nothwendige Entwickelungsstufen unterscheidet.

Dergleichen Vorstellungen finden sich allerdings in morgenländischen und abendländischen Weltsystemen. Die Aufrichtigeren machen auch kein Hehl daraus. Und eben darum werden sie auch ohne weitere Untersuchung gemeinhin als die unabwendbaren Folgen eines konsequenten Pantheismus angesehen, obgleich unmittelbar in dem Pantheismus an sich nichts weiter liegen kann, als daß Gott Alles in Allem, das Eine im All, und das All in Einem ist, und daß er seine Welt sich nicht selbst überläßt.

Es wäre nun weiter zu entwickeln, und gliedweise zu zeigen, daß jene Irrlehren nicht nothwendige Ausflüsse, sondern wilde Auswüchse jener Grundansicht sind, und daß der Verstand auf diese Abwege nur dann geräth, wenn er sich als ein isolirtes Vermögen geltend machen will, und sich auf sich selbst verläßt. Indessen müssen wir uns hier damit begnügen, denjenigen Punkt nachzu-

weisen, von welchem die Entwickelung jener in ihren Anfängen unverfänglich befundenen Grundansicht ausgehen muß, und welcher die Abwege und Ausartungen eben sowohl erklärt, als davor bewahrt. Und dieser Punkt ist nichts anderes, als das einfache Weltgesetz der Polarität. Die Dualität ist ein so wesentliches Bestandstück der sogenannten Identitätslehre, als die Einheit selbst, daher diese Philosophie eben so gut nach jener als nach dieser genannt werden kann. Und der Scharfsinn ist ihr eben so wesentlich, als ihr Witz, denn sie hat nicht bloß eine Einheit in dem Vielen und Entgegengesetzten, sondern auch eine Zweiheit in dem Einsseyn, und zwar eine nothwendige, wesentliche und ewige Zweiheit nachzuweisen. Diese Zweiheit manifestirt sich aber unabweislich als Polarität. Polarität ist die eingeborne Erscheinungsweise aller Dualität, aller Mehrheit, das Prinzip einer prästabilirten Harmonie der Individuen in und neben einander. Die entgegengesetzten Pole bestehen eben sowohl als die Einheit, aus der sie hervorgegangen sind. Das Accidens hört darum nicht auf, weil es in einer bestimmten Erscheinungsweise verschwindet; es ist vielmehr mit zwingender Nothwendigkeit der Gegenpol, der mit der Substanz sofort gegeben ist, und gefodert wird. Aber mit der Polarität ist nicht die Einheit, der Friede, mit dem Frieden ist nicht die Entzweiung ausgeschlossen.

So ist sich auch Gutes und Böses wesentlich entgegen gesetzt, ohne daß darum dem Letzteren eine objektive Störung der Weltordnung eingeräumt werden kann. Dafür lassen wir den Herrn sorgen, der über allen Ge-

gensätzen waltet, und in allen Gegensätzen wirket. Eben so wenig kann aber dem Bösen eine Nothwendigkeit zugestanden werden; eine solche Nothwendigkeit folgt nicht aus der Polarität, sondern aus der Verwechselung des Endlichen mit dem Bösen, der Individualität mit der Selbstheit.

Wenn wir diese Grundsätze von der Einheit und von der Polarität in allen unseren Betrachtungen über Gott, Mensch, und Welt unverrückt fest, und unsere eigenen Einfälle davon abhalten, wenn wir sie mittelst des Verstandes zu lebendigem Verständnisse verarbeiten, so werden wir nach und nach erfahren, und, wenn es noth thut, beweisen lernen, daß der folgerechte Verstand zwar auf den Pantheismus in dessen unverfälschtem Sinne, aber keineswegs auf Läugnung des Selbstbewußten Gottes, des Einzellebens, der Freiheit und Sittlichkeit geführet wird. Solche Verführung könnte dem Verstande bloß dann begegnen, wenn er ohne die übrigen Geistesäußerungen zu operiren versucht, oder wenn er erfinden will, statt zu verstehen. Denn der Verstand hat es nicht mit eigenen Einfällen zu thun, sondern mit dem Gegebenen, Gegenständlichen. Ohnehin ist es nicht dem Verstande, sondern der sich selbst überlassenen, von dem Verstande verlassenen Vernunft zuzuschreiben, wenn der Mensch auf die gerügten Abwege des Pantheismus getrieben wird.

Wenn wir auf die Offenbarung Gottes in der heiligen Schrift sehen, so kann uns nicht entgehen, daß sie

selbst nicht allein mit Vernunft und Verstand nicht in Widerspruch steht, sondern vielmehr als diejenige Gnadengabe anzusehen ist, welche Verstand und Vernunft wieder herstellt, und in die durch den Abfall verwirkten Rechte wieder einsetzt.

Eben darum können wir in die Schmähungen des Verstandes nimmermehr einstimmen. Wer gegen den Verstand mit einigem Erfolge zu Felde ziehen will, der wird es nicht ohne Verstand thun können; so wie denn überhaupt ohne Vernunft und Verstand gegen Vernunft und Verstand nicht wohl zu streiten ist. Man bedarf wenigstens beider Geistesthätigkeiten, um sich ihrer zu erwehren.

Und wenn man etwa von Vernunft und Verstand auf das Herz verweisen und hier das Heil suchen will, so scheint man zweierlei zu vergessen; nämlich erstens, daß das Herz nach seiner natürlichen Verfassung gerade eben so verderbt und verstockt, und eben so eigenwillig und selbstgefällig ist, als Vernunft und Verstand, in so fern darunter eigene Vernunft und Kraft verstanden wird, und zweitens, daß die in der Abstraktion sich trennenden einzelnen Geistesthätigkeiten auf das innigste und unzertrennlichste in der Einheit des Geistes organisch zusammenhängen.

Wird also in dem Verstande und in dem Herzen eines Menschen die Läugnung des Selbstbewußten Gottes und der allerhöchsten Persönlichkeit gefunden, so ist dieser trostlose Unglaube, er habe den armen Menschen bewußter

oder unbewußter Weise beschlichen, nicht Pantheismus, sondern wirklicher Atheismus, und zwar die einzige Weise des Atheismus, die je existirt hat, und die sich noch öfterer praktisch als theoretisch offenbart. So ist es auch nicht Pantheismus, sondern Atheismus, oder wenigstens nicht wahrer, sondern atheistischer Pantheismus, wenn Gott als Weltursache, oder als starres fremdes Objekt vorgestellt, mithin dort als Sache, hier als Abgott angesehen wird. Ueberhaupt ist der Atheismus nicht sowohl reiner Unglaube, — ein solcher existirt nicht, wenn es sich auch der Mensch zu Zeiten glauben macht, — sondern der Glaube an einen bewußtlosen, unpersönlichen Gott, oder an eine ihrerseits begrifflose, unsererseits unbegreifliche Gottheit; der Atheismus ist jener alte und neue Heidenglaube an den ewigen, allmächtigen, immerdar wirksamen Naturgeist, an eine Alles belebende Weltseele, an ein Alles beherrschendes Schicksal. So weit mag es leider! Mancher im Unglauben gebracht haben, aber weiter hat es auch Niemand gebracht.

---

## IV.

# Zur Gottes-, Geistes- und Natur-Philosophie.

Zur Einleitung in die Farbenlehre.

---

## Gott, Gemüth und Welt.

So lautet die Ueberschrift. Sie ist dreigliederig, und jedes Glied ist wieder dreigliederig. Alles Seyn und Wissen ist nur insofern Eins und wirklich, oder vollständig, als es in seinen drei stetigen Bestimmungen sich offenbaret: es wird erst Eins, indem es ganz ist, und es ist nur ganz, wenn es in allen seinen Bestimmungen zusammen ist. — So ist Gott Selbst sowohl in seiner immanenten Selbsterzeugung als in seiner Offenbarung an die Menschen dreieinig, und nur als dreieinig wirklich. So bedarf auch der endliche Geist nicht allein in ihm selbst eines Innern und Aeußern, der Seele und des Leibes, welche im Geiste eins sind, sondern auch

überhaupt zu seinem subjectiven Daseyn und dessen Erfüllung noch eines Anderen, eines Objects, und hierzu wieder einer Verbindung beider, welche die Anderheit erhält und zugleich aufhebt. In der Natur tritt diese Triplicität polarisch ganz auseinander, indem sie erst äußerlich oder mechanisch, hiernächst innerlich oder physisch wirkt, bis sie sich individualisirt und im Organismus zusammenfaßt. So wird überall die Zwei bewältigt und die Kategorie der Zahl selbst aufgehoben.

---

## Denkspruch.

Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang, sie ruht auf dem Bewußtseyn des Unterschieds: und die Liebe ist das unendliche Ende der Weisheit, sie ruht auf dem Bewußtseyn der Gemeinschaft. Wie die Liebe, so setzt auch alle Erkenntniß ebensowohl einen Unterschied, als die innigste Verbindung zwischen dem Erkennenden, und dem Gegenstande, der erkannt werden soll, nothwendig voraus. —

Der Himmel ist ohne Licht finster, ein Leib ohne Seele: das Licht selbst ist ohne Leib unsichtbar und unwirklich. Wenn aber der Himmel erleuchtet wird, da wird auch unter ihm mehr und mehr Alles erleuchtet. Die Einheit des Hellen und Dunkeln ist die Farbe, die Einheit des Leibes und der Seele ist der Geist. Der absolute Geist ist Gott.

Daher ist das Wesen Gottes dieses, daß er sich offenbaret. Die Offenbarung Gottes ist die Bedingung aller Erleuchtung und Aufklärung.

Die Offenbarung ist gegeben: warum ist es doch noch so dunkel? — Das sichtbar gewordene Licht blendet und demüthigt zuerst, darum flieht es der Mensch.

Ist denn so groß das Geheimniß, was Gott und der
Mensch und die Welt sey?
Nein! doch Niemand hört's gerne, da bleibt es geheim.

Darum lobt sich der Mensch statt des geoffenbarten Gottes den unbekannten und unsichtbaren, der ihn frei gewähren läßt.

Warum uns Gott so wohl gefällt?
Weil er sich uns nie in den Weg stellt.

Der wirkliche Gott tritt uns aber oft in den Weg: aber wir erkennen ihn Anfangs nicht, weil er gegen uns zeugt. Ja, wir meinen wohl zuweilen, daß er gegen sich selbst zeuge, weil er's uns nicht recht macht.

Nemo contra Deum nisi Deus ipse.

Mit der göttlichen Offenbarung ist uns hingegen eine unendliche Welt der Forschung aufgethan, welche sich von Schritt zu Schritt erweitert. Mit dem Himmel wird auch die Erde heiter: Tausend zählt ihr, — und noch weiter.

Wie alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe, so kommt auch das Licht von Oben herab, vom Vater

des Lichts. Von Oben herab wird das Untere hell und immer heller. Das Licht erleuchtet täglich mehr: je länger sich das Auge an dem Lichte und den Gegenständen übt, desto mehr erkennt es: allmählig tritt eins nach dem andern in sein Licht, wie jedes Panorama zeigt.

Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft geründet,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun! — man kommt wohl eine Strecke.

Natura infinita est, sed qui symbola animadverterit, omnia intelliget: licet non omnino. Zur Morphologie I, 102.

Eleusis servat, quod ostendat revisentibus. Zur Morphologie II, 1, 6.

Das Leben und Denken, Seyn und Wissen ist Ein System, Ein Ganzes, es hat Einen Grund, Ein Ziel: es ist rund, wie die Erde und das Himmelsgewölbe. Darum ist es von jedem einzelnen Punkte aus nach dessen besonderer Stellung immer ein Anderes und doch dasselbige: und wo ihr's packt, da ist's interessant. Darum muß auch das wahre lebendige Erkennen in jedem Punkte mit jedem Tage von vorn anfangen, denn es ist von jedem einzelnen gegebenen Punkte aus das Ganze zu suchen.

Hiermit sind wir unwillkührlich an die geistreiche Schilderung des Dichters in den Memoiren des Freiherrn von S — a erinnert.

„Wenn Göthe sich froh seiner Natur überläßt, so ist es wirklich, als wenn die Sonne aufgeht. Vor seinem Sinne verschwindet immer mehr alle Schranke, und in seinem Auge, seiner Stirn, seinen Zügen, die sich immer mehr erweitern, liegt gleichsam das Universum. Und doch zeigt sich auch wieder die Angst, von welcher das Genie in Verhältnissen, die allen andern Menschen leicht und handlich sind, oft ergriffen wird."

„Mich dünkt, es war in solchen Augenblicken, wo viel Einzelnes erst in seiner Seele zu einem Allgemeinen werden wollte. Aber dann freute ich mich der rechtlichen, ringenden Menschheit mitten unter seiner dämonischen Gewalt. Das scheint mir überhaupt in Göthe's Persönlichkeit, wie in seinen Werken, die durchgehende Eigenthümlichkeit, daß man sieht, wie das Einzelne in ihm zum Allgemeinen und das Allgemeine zum Einzelnen wird."

Hiermit ist zuerst das Denken und zweitens das Dichten definirt, welches nicht bloß den Dichter, sondern alle Menschen angeht.

„In Schiller war, über wie tiefe Sachen sich das Gespräch verbreitete, immer Alles fertig, und ich habe nie bemerkt, daß er mit seinen Gedanken in irgend eine Verlegenheit kam: in meinem Lieblinge wurde erst Alles, man schuf mit ihm, während jener nur Fertiges gab."

Stets geforscht, und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft gerundet!

## I.

Es ist Gott, der da schaffet und wirket, am Anfange, und ohne Ende, bis hierher. Er ruhet nicht, und wirket fort und fort, zu jeder Zeit. Joh. 5, 17. Wie Er in Ihm Selbst von Ewigkeit ist und in der Ewigkeit ist, indem er sich selbst erzeugt von Ewigkeit, so ist er als Schöpfer in der Zeit und schaffet in der Zeit.

Er schaffet und wirket in der Zeit, und zwar in der kürzesten Zeit, deren Kontraction und Konkretion ihre Dimensionen verbindet. So er spricht, so geschieht's, so er gebeut, steht's da. Ps. 33, 9. Durch das Wort sind alle Dinge gemacht. 1. Mos. 1, 1. — Joh. 1, 1—3. — Hebr. 11, 3.

Was aber Gott thut, das ist wohl gethan. 5. Mos. 32, 4. Und Gott sahe an alles, was er gemacht, und siehe, es war sehr gut. 1. Mos. 1, 31. Die Schöpfung Gottes ist gut, sie ist nicht Gott selbst, aber in Gott, und darum gut.

Gottes Schaffen ist Schöpfen *) und Finden **). Was er geschaffen hat, das hat er gefunden: denn er schaffet aus dem, das an ihm, aber noch nicht außer ihm ist. Das Nichts, aus dem er schaffet, ist nicht das Nihil negativum, sondern das Nihil privati-

---

*) J. Grimm deutsche R. Alterth. S. 775. 776.
**) Ders. S. 802.

vum. Dieses Nichts ist die Negation, die Gott an ihm selbst hat.

Indem Gott schaffet und wirket, offenbart er sich ad extra. Indem die Schöpfung Gottes nicht allein geschehen ist, sondern in jedem Augenblicke geschieht und fortgeht, offenbart er sich ohne Unterlaß.

„Ist denn die Welt nicht auf einmal gemacht?" fragte Felix. — „Schwerlich," versetzte Montan: „gut Ding will Weile haben."*) — Die Welt ist die fortgehende Schöpfung, die Schöpfung dauert so lange, als die Zeit. Dennoch ist jeder Augenblick eine Schöpfung und Offenbarung Gottes: gut Ding ist sogleich zur Stelle: und wir erkennen daran seinen Urheber um so gewisser, je schneller es uns unversehens überrascht. So erkennen wir überhaupt Gott am meisten, wenn wir in der Noth mit einem Male, ohne Vorbereitung, urplötzlich Licht, Rath, Hülfe finden. Wesentliche Veränderungen, die unversehens, ohne unser Zuthun den ganzen Menschen ergreifen, pflegen wir der unmittelbaren Einwirkung Gottes um so zuversichtlicher zuzuschreiben, je schneller sie eintreten. Im Impromptu, im Apperçu tritt uns Gott am nächsten. Darauf bezieht sich das altfranzösische Reimwort:

En peu d'heure
Dieu labeure.

Darauf deutet auch die deutsche Uebersetzung: darauf ru-

---

*) G. W. l. H. XXI, 42.

het das Vertrauen zu Gott, in welchem das Sprichwort seine Wahrheit findet.

G. W. l. H. XLVIII, 29.

II.

Das wahre Vertrauen auf Gott dienet nicht allein zur Erbauung, sondern es ist diese Erbauung selbst. Daran kann jeder sein Gottvertrauen prüfen: er braucht sich nur zu fragen, ob er darin wirklich wohnt und auferbauet ist, oder ob er nur davor steht.

Damit ist schon gesagt und einbedungen, daß solcher gründlichen Auferbauung eine eben so gründliche Selbstentäußerung vorausgehen muß, denn sonst ist es doch nicht der Geist Gottes, welcher erbauet.

Der feste Grund Gottes bestehet. 2. Tim. 2, 19. Und kann Niemand einen andern Grund legen, als welcher gelegt ist in der Gemeinschaft des Menschen mit Gott durch die Menschwerdung Gottes in Christo, 1. Cor. 3, 11. auf welchem wir erbauet sind zu einer Behausung Gottes im Geiste. Eph. 2, 20. flg.

Wer Gott vertrauet, dem wird nichts mangeln. Sir. 32, 28. Wer ist jemals zu Schanden geworden, der auf Ihn gehofft hat? Wer ist jemals verlassen, der in der Furcht Gottes geblieben ist? Oder wer ist jemals von Ihm verschmähet, der Ihn angerufen hat? Sir. 2, 11.

## III.

**Nemo contra Deum nisi Deus ipse.** Oft scheint es Gott Selbst zu seyn, der uns an Ihm irre macht: so wunderbar sind seine Führungen, so dunkel die Wege, in die er uns fallen läßt. Insofern scheint es Gott selbst zu seyn, der uns in Irrthum versetzt, aber wen Gott bethört, der ist zu seinem Heile bethört, wen der Herr blendet, dem öffnet er grade dadurch die Augen. Das sehen wir an Saulus, als er Paulus ward. Apost. Gesch. 9, 8. 9. 18.

Gott ist nicht die abstracte Wahrheit, außer welcher keine Wahrheit ist, sondern die absolute Wahrheit, ohne welche keine Wahrheit ist, sie ist absolut, indem wir daran Theil haben sollen. Er nimmt die Menschen um so mehr in seine Wahrheit auf, je mehr sie davon annehmen; aber wenn sie ihn nicht annehmen, so schließt er sie freilich von der Wahrheit aus. Insofern versetzt Gott die Menschen in Irrthum, damit sie inne werden, was sie ohne ihn sind.

Auch die h. Schrift kennt die Vorstellung des von Gott bethörten Menschen. Ihr zum Grunde liegt theils die Vorstellung von der Zulassung Gottes, welche mit der Freiheit des menschlichen Willens gesetzt ist, theils die Vorstellung von dem Strafgerichte Gottes, insofern diese die Folgen der Sünde, welche unmittelbar in ihr selbst liegen, namentlich die Verstockung, als von Gott unmittelbar verhängte Strafen anzusehen berechtigt ist.

„Wer sündigt, dem will der Herr antworten, wie er verdient hat, auf daß Israel in seinem Herzen betrogen werde, darum daß sie abgewichen sind. Wo aber ein betrogener Prophet etwas redet, den will der Herr wiederum lassen betrogen werden, und aus seinem Volke ausrotten." Hes. 14, 5. 9. — Dem Betrüger soll Gleiches mit Gleichem vergolten werden, darauf beruht alle Strafe. Der Betrüger wird selbst betrogen, sein Betrug negirt, jeder Lügner lügt sich selbst.

So betet Judith: 9, 10. „Strafe den Hochmuth der Feinde durch ihr eigen Schwert, daß er mit seinen eigenen Augen gefangen werde, wenn er mich ansieht, und durch meine freundlichen Worte betrogen werde."

Und Paulus schreibt: „Darum hat sie Gott auch dahin gegeben in schändliche Lüste. Und gleichwie sie nicht geachtet haben, daß sie Gott erkenneten, hat sie Gott auch dahin gegeben in verkehrten Sinn, zu thun das nicht tauget." Röm. 1, 26. 28. „Darum wird ihnen Gott kräftigen Irrthum senden, daß sie glauben der Lüge, auf daß gerichtet werden alle, die der Wahrheit nicht glauben." 2. Theß. 2, 11.

„Siehe, unter seinen Knechten ist Keiner ohne Tadel, und in seinen Boten findet er Thorheit. — Er machet zu nichte die Anschläge der Listigen, daß es ihre Hand nicht ausführen kann: er fähet die Weisen in ihrer Richtigkeit und stürzet der Verkehrten Rath, daß sie des Tages in Finsterniß laufen, und tappen im Mittage wie

in der Nacht. Er verletzet und verbindet, er zerschmeißet und seine Hand heilet.“ Hiob 4, 18. — 5, 12. — 14. 18.

Aber alle seine Strafe ist wohlgethan und zu unserm Heile. „Du darfst nicht sagen: Habe ich gefehlt, so hat's Gott gethan. Denn was er hasset, das sollst du nicht thun. Du darfst nicht sagen: Er hat mich irre geführt: denn er bedarf keines Gottlosen.“ Sir. 15, 11. 12.

## IV.

Die Logomachie über die Stellung der ersten beiden Worte im Gebete des Herrn verklärt sich zur Logologie, wenn wir von dem Buchstaben zum Worte, vom Worte zur Sache kommen.

Die Summa des Vater Unser besteht in diesen seinen ersten beiden Worten, welche unser Verhältniß zu Gott bezeichnen. Wenn wir als Kreaturen zu unserm Schöpfer schreien, und als Knechte unserm Herrn uns unterwerfen, so beten wir als Kinder zu unserm Vater. Als Kinder werden wir an- und aufgenommen, wenn wir Ihn an- und aufnehmen. „Wie viele Ihn aber aufnehmen, denen giebt er Macht Gottes Kinder zu seyn.“

Aber die innigste Annäherung, die wir in dieser Kindschaft aussprechen, mahnt uns sofort wieder an die Entfernung, an die Erhabenheit Gottes, die uns von ihm scheidet. Gott ist im Himmel! —

In diesem Anfange sind alle sieben Bitten enthalten. Hatte die getroste Annäherung der Kinder zu ihrem Vater in den ersten beiden Worten den entgegengesetzten Gedanken an seine Erhabenheit und Entfernung zur Folge, so erzeugt wieder dieser die Bitte um seine Erniedrigung und Herablassung zu den von Ihm abgefallenen Menschenkindern. Erst nennen wir ihn Vater, uns seine Kinder; dann erkennen wir ihn in seiner Höhe, uns im Falle; und nun bitten wir, daß er aus der Höhe zu uns komme, — das ist der Inhalt aller sieben Bitten, — daß er bei uns Wohnung mache nach seiner Verheißung, daß er in der Höhe die Ehre, auf Erden der Friede, und den Menschen ein Wohlgefallen sey.

Darum bitten wir, daß Sein Wort, Sein Reich, Sein Wille in uns lebendig werde, daß Er uns auch im täglichen Brode gegenwärtig sey, — verbum accedat ad elementum, et fit sacramentum, — daß Er uns überhaupt würdig mache der Gemeinschaft mit Ihm, durch Reinigung des Tempels, in dem Er wohnen will. Diese geschieht in der Zeit durch Auslöschung unseres Schuldbriefs sowohl für die Vergangenheit als für die Zukunft, sie geschieht für die Ewigkeit durch Erlösung von dem Grund- und Erb-Uebel. —

So kommt das Gebet des Herrn von dem Vater auf das Kind, wie von dem Kinde auf den Vater: und es ist Eins, womit wir anfangen, wenn es nur im Namen Gottes geschieht, denn der ganze Inhalt betrifft unsere Kindschaft und seine Vaterschaft.

## V.

Wird nun der Mensch mit Gott vereinigt, so ist auch die Natur durch die Gnade geheiligt, und die äußere Welt von dem innern Geiste durchdrungen.

Indem sich der Dichter zur Natur und Gnade zugleich bekennet, ist der große Gegensatz zwischen Naturalismus und Supernaturalismus in dem wahren Rationalismus, in der göttlichen Vernunft selbst aufgelöset.

Der Mensch ist, selbst wie er ursprünglich geschaffen ist, als geschaffen in die Schöpfung, hiermit in die Natur versenkt, er ist seiner Bestimmung, Geist zu seyn, noch nicht gleich. So ist ihm die Vernunft zunächst gegeben, denn sie ist in ihm geschaffen, wobei er sich leidend, empfangend verhält: dieses Empfangende ist eben die Natur. Aber sie ist ihm dazu gegeben, daß er, als der endliche Geist sich selbst thätig zu dem erhebe, wozu er geschaffen ist d. h. zum Geiste, welcher in Selbstthätigkeit besteht. So ist die Natur nach der ursprünglichen Schöpfung das Gegebene, welches von dem gebenden Geiste nicht getrennt ist, sondern mit demselben in flüchtiger Gemeinschaft lebt.

Aber wie der Mensch jetzt geboren wird, ist er nicht allein in diese ursprüngliche, sondern in eine von jedem stetigen Zuflusse getrennte, oder wenigstens mit dem Urgeiste nicht in ununterbrochener Verbindung stehende Natur eingetaucht. Dieser Zustand einer Entfernung von

Gott, von dem Geiste liegt vor Augen: wer fühlte sich nicht darin? Darum bedurfte es einer zweiten Schöpfung, der Erlösung d. h. der Gnade, in welcher sich der Geist von neuem mit seinen Lebenssäften hernieder läßt und die wenigstens unterbrochene, durch eigene Schuld unterbrochene Verbindung wieder herstellt. Durch diese neue Schöpfung und Vermittlung wird der Mensch erneuert oder von neuem in den Stand gesetzt, das, was er geschaffen von ihr leidend empfängt, selbstthätig zu werden, eben selbstthätig in Gott.

Hiermit vermittelt sich der Widerspruch zwischen dem Geschaffen seyn und dem Geistseyn, oder der Widerspruch, welchen der endliche Geist in seinem Beiworte an sich trägt. — —

Die Natur an sich ist die Flur oder das Feld, — die Erde, auf der man festen Fuß fassen kann, nach ihrer äußern Unendlichkeit weit wie der Raum, der sie ist, nach ihrer Erscheinung bunt und mannichfach, sie ist das Reich der Farben, welche an dem Lichte ihre Seele, an dem Dunkel ihren Leib haben, der von der Seele durchdrungen und durchleuchtet wird.

Die Gnade ist dagegen der holde Born, das reine und reinigende Wasser des Lebens, das Innerliche, Durchdringende, der Geist. Das Wasser ist das Symbol der grundlosen Gnade, Hes. 47, 1 — 12. das Zeichen der Durchdringung und Reinigung, das Bad der Wiedergeburt. Die Gnade verhält sich zur Natur, wie das Wasser zur Erde.

Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es.

Die Natur als Erde verhärtet, verfestet, während das Wasser erweichet und Kontinuität bewirkt. Darum kommt aber eben das Wasser zur Erde herunter, die Gnade zur Natur hernieder: sie ist in der deutschen Sprache nach dieser Erniedrigung benennt, welche zur Erlösung wird.

„Zum Himmel steigt es.“

Das Wasser ist nicht sowohl der Geist selbst, sondern das, was ihn empfänglich aufnimmt nach seiner Durchdringlichkeit: der Geist ist das Durchdringende: so durchdrungen wird das Wasser zum Geiste, zum Himmel steigt es.

Dem Naturalismus des Nikodemus stellt der Herr selbst die Wiedergeburt aus Wasser und Geist entgegen. Er setzt hinzu: Es sey denn, daß Jemand geboren werde aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Joh. 3, 5. — — 1. Joh. 5, 8. —

Unser Dichter hat auch anderwärts, wie hier, die Früchte des natürlichen Bodens den geistigen Wundern, und das Unten der Tagesgeschichte der alten frommen Ueberlieferung, die von Oben kommt, entgegenzusetzen und — einander anzuschließen versucht. G. W. l. H. XXV, 121.

## VI.

Auf das große Kapitel von Natur und Gnade folgt die alte Vexir-Frage über Gottes Außer- und Binnen-Weltlichkeit. Das Wörtchen nur in der ersten Zeile erklärt, berichtigt und entscheidet den ganzen Streit.

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße!

Ist Gott innerhalb der geschaffenen Welt, nur innerhalb seiner Schöpfung, so gehört Er selbst, als ein Theil, zu ihr, wie das Innere zum Aeußern; und der Unterschied zwischen Gott und Welt ist verwischt, vermischt: Gott ist eben nur der Kern der Welt, Welt-Seele. Ist Er außerhalb der Welt, nur außerhalb der Welt, so ist Er entweder umgekehrt ihr Aeußeres, ihre Schaale, welche das Ganze umspannt nud umfaßt, mithin eben selbst zu diesem Ganzen als ein Theil desselben gehört, oder Er ist ganz von ihr abgesondert, über und außerhalb seiner Welt: aber dann ist sie nicht Seine Welt, nicht Gottes Welt, sondern ein ausgesetztes Kind, als von Ihm geschieden gott- geist- leblos, eine todte Maschine.

Aus diesem alternativen Entweder Oder rettet sich unser Text dadurch, daß er es nicht trennt, sondern verbindet. Gott ist eben beides, das Centrum und die Peripherie,

**Parendo inchiuso da quel che egli inchiude *)**

---

*) Dante Parad. XXX, 12.

hiermit in und außerhalb seiner Schöpfung, so daß diese in Ihm, und Er in ihr lebet, webet und ist, aber auch Er in Ihm selbst lebet, webet und ist. Die Schöpfung lebet nur in Ihm, aber Er lebet nicht nur in ihr, sondern auch in Ihm selbst.

Der Dichter drückt nur das Erste aus, nehmlich daß Gott in der Natur und die Natur in Gott lebt, indem ihn seine Erfahrung, insofern sie auf die Natur gerichtet war, unverbrüchlich gelehrt hat, „Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen.“ *) Aber wenn Gott nicht nur außer der Schöpfung ist, so folgt, daß Er als Er Selbst auch außer ihr ist, während die Schöpfung umgekehrt nur in Ihm und ohne Ihn gar nicht ist.

Der Dichter hält sich aber bloß an das Verhältniß Gottes zur Schöpfung, indem er das Verhältniß Gottes zu Ihm selbst voraussetzt. Jenes Verhältniß faßt er als den polarischen Gegensatz zwischen Innerem und Aeußerem, dessen Entweder Oder vermittelt wird, um zu zeigen, daß das Aeußere nicht ohne das Innere ist, woraus aber nicht folgt, daß das Innere auch nicht ohne dieses Aeußere ist, daß Gottes Aeußerung und Offenbarung nur in der Schöpfung besteht: vielmehr setzt die Schöpfung eine Offenbarung voraus, wodurch der Schöpfer selbst ist.

Anderwärts setzt der Dichter jenem polarischen Gegensatze zwischen dem Innern und Aeußern, welcher selbst

---

*) G. W. XXXII, 72.

der äußern Betrachtung angehört, und jenem unabläßig sich wiederholenden Entweder Oder, im Verdrusse über die Mißverständnisse, welche daraus hervorgehen, ein kräftiges Weder Noch entgegen.

Nichts ist innen, nichts ist außen:

denn das Aeußere ist das offenbarte Innere, das Aeußere ist nicht ohne sein Inneres. Eugenie erklärt es sich ebenso *). Es ist aber damit nur noch deutlicher gesagt, daß der Gegenstand nicht ohne das Subject, und die Schöpfung nicht ohne Gott ist. Es fragt sich nur, in wie fern sich dieser Satz auch umkehren läßt.

Der Geist ist eben dieses, er ist wesentlich dieses, daß er sich offenbart, äußert, hiermit verwirklicht; er ist eben darum das einzig Wirkliche und ohne ihn ist nichts wirklich: sein Gegenstand ist er selbst, das Aeußere gehört dem Innern an. Ist nun die Offenbarung des absoluten Geistes nur die Schöpfung, so ist die Welt der Leib Gottes, durch welchen er sich selbst realisirt: dann ist Er nur in der Welt, und mit der Welt. Aber dann ist die Welt nicht Schöpfung, sondern Emanation: Gott wird erst selbst durch die Welt, indem er sich in ihr verwirklicht.

Hieraus ergiebt sich, daß das Verhältniß Gottes zur Welt von dem Verhältnisse Gottes zu Ihm selbst abhängt, denn daraus entwickelt es sich erst, ob die Welt als Schöpfung oder als Emanation zu fassen ist.

---

*) G. W. IX, 298.

Das Erste ist, daß der Geist sein eigner Anfang ist, und hiermit, als absoluter Geist in Ihm selbst ist. Das ist das Verhältniß Gottes zu ihm selbst, welches in der Dreieinigkeit zu seinem Begriffe kommt. — Das Zweite ist, daß Gott das, was er nicht selbst ist, aus ihm hervorruft und somit in dem ist, was Er nicht selbst ist. Das ist das Verhältniß Gottes zur Schöpfung: denn die Schöpfung ist dieses, daß sie nicht Gott selbst ist.

Der absolute Geist ist in Ihm selbst, indem er als der unendliche sich bestimmt, aber die Gränze in Ihm selbst, als dem Unendlichen, hat, und hiermit auch wieder von Ihm selbst ausgehet: Er ist sein Inneres und sein Aeußeres, und in Jedem Er selbst, und wiederum die Einheit seiner Pole. Das ist Gottes Selbstoffenbarung ad intra, die primäre Offenbarung.

Die Schöpfung ist nicht in ihr selbst, sondern in Gott, in welchem sie ihren Anfang hat, so daß sie in Gott, Gott in ihr ist, aber sie ist nicht selbst in ihr, sondern ihr Inneres ist der Geist. Auch der geschaffene Geist hat seinen Grund in Gott, und wird eben nur dadurch in ihm selbst, daß er — Geist ist d. h. mit dem absoluten Geiste in Verbindung bleibt.

Als die Negation des göttlichen d. h. unbedingten, in ihm selbst seinen Grund habenden Wesens ist die Schöpfung so gestellt, daß sie außerhalb Gottes ist, denn sie ist die Entäußerung des göttlichen Wesens, die Offenbarung ad extra, sekundäre Offenbarung.

Insofern ist Gott außer und über seiner Schöpfung, es ist eine Gränze zwischen Gott und Welt. Insofern ist die Welt endlich, begränzt: sie hat ihren Grund nicht in ihr selbst, aber Gott hat ihn in ihm selbst.

Aber die Gränze scheidet nicht allein, sie verbindet auch, denn die Welt ist die Schöpfung Gottes: insofern ist auch Gott in ihr, wie sie in Ihm. Insofern ist die Welt unendlich, ewig, — denn ihr Anfang fällt in Gott, — und unbegränzt, denn die Gränze verbindet selbst. Die Zeit ist selbst ewig, insofern sie ihren Grund und Anfang im Ewigen hat, sie ist aber als Zeit insofern nicht ewig, als sie nicht in ihr selbst, sondern in der ewigen Persönlichkeit ihren Grund findet.

Wie Gott, als der Anfänger seiner selbst, in Ihm selbst von Ewigkeit ist, so ist Er, als der Anfänger eines Andern, des Bedingten, als Schöpfer, in der Schöpfung, hiermit in Raum und Zeit: die Schöpfung ist wesentlich in Raum und Zeit, weil sie die Negation des Unbedingten, Ewigen ist. Aber der Gegensatz ist nicht abstrakt zu fassen, sondern als von Gott gesetzt auch mit Gott vermittelt, wogegen der Unterschied bleibt.

Der Unterschied bleibt auch vor Gott. Auch vor Gott ist die Zeit nicht Ewigkeit, sondern Zeit, d. h. von Gott gesetzt als ein Anderes seines Wesens, nur daß Er sie wieder zusammenfaßt: auch vor Ihm ist die Schöpfung ein Anderes, als Er selbst, aber kein fremdes. Auch der Schöpfer ist von seiner Schöpfung insofern getrennt,

als Er es nicht selbst, und das Geschöpf nicht Er selbst ist. —

Darum ist die Schöpfung von Alters her als die erste Passion Gottes gefaßt worden, — ein Schmerz der Trennung — aber diese Passion ist stetig durchdrungen und überwunden von der Liebe und Freude, denn Er sahe an Alles, was er gemacht hatte, und siehe! es war sehr gut! —

Steht dieses auch nicht Alles in dem Texte, so folgt es doch daraus. — Der Dichter hat uns selbst aufgefordert, Tausend und noch weiter zu zählen: er hat uns auch die Bedingung aller weiterer Forschung und Förderung eröffnet. Der Himmel wird erst durch das Licht, die Natur erst durch den Geist offenbaret. Darum fand jener Astronom in dem ganzen Weltgebäude keinen Gott, während der Erfinder der Gravitationslehre ihn überall spürte *).

## VII.

Jedes verehrt seinen Gott, — das ist ethnisch. — Alle verehren Einen Gott, — das ist christlich. — Dort Furcht, hier Liebe. — Auch die Juden glauben an Einen Gott, aber sie haben ihn für sich allein. Die Wahrheit des Heidenthums und Judenthums ist das Christenthum, welches Alle berufet zu Einem Gotte. Das ist allen Religionen gemeinschaftlich, daß Gott als das Höchste, Beste, Innerste geahndet wird.

---

*) Vermischte Schriften von Joh. Neeb. II. 1817. S. 256.

## VIII.

Am sichersten finden wir Gott, wenn wir Ihm gehorchen. — Darauf kommt es an, daß wir still und einfach werden: so werden wir innen werden, wo und wer Gott ist.

Gelegentlich neckt uns wohl der alte lateinische Vers mit seinen sieben katechetischen Fragen:

Quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?
Wer und was und wodurch? Wie, wann und wo? und warum denn?

Aber alle diese Fragen aus dem Collegium logicum, worüber schon Mephistopheles docirt hat, werden mit einem kräftigen Weil niedergeschlagen.

In demselben Sinne heißt es ein andermal:

Prüft das Geschick dich, weiß es wohl, warum?
Es wünschte dich enthaltsam. Folge stumm!

Ebendahin gehört die Lebensphilosophie des Dichters in seiner Lebensbeschreibung. „Unser Leben ist, wie das Ganze, in dem wir enthalten sind, auf eine unbegreifliche Weise aus Freiheit und Nothwendigkeit zusammengesetzt. Unser Wollen ist ein Vorausverkünden dessen, was wir unter allen Umständen thun werden. Diese Umstände aber ergreifen uns auf ihre eigene Weise. Das Was liegt in uns, das Wie hängt selten von uns ab, nach dem Warum dürfen wir nicht fragen, und deshalb verweiset man uns mit Recht an's Quia.“

Auch in Wilhelm Meisters Lehrjahren, wo wir die höchsten Anliegen des menschlichen Geistes in gewöhnlicher Sprache, in alltäglichen Verhältnissen, und selbst das ernste Wort eines Spinoza: „Was gehet es dich an, wenn ich dich liebe? in Philinens Munde wieder finden, auch in diesem das Menschenleben umfassenden Romane kehren jene Vexirfragen, welche es den Menschen einmal angethan haben, in niedrigerer Sphäre wieder, denn Friedrich wendet sich damit an Wilhelm: „Wäret „Ihr nicht neugierig zu wissen, Wie und Wo? Wer? „Wann und Warum?" Friedrich kam eben von seinen einsamen Studien, und konnte den versus memorialis noch frisch im Gedächtnisse haben.

G. W. l. H. XX, 224.

„Die Kinder an der Gegenwart festzuhalten," sagt Jarno, „ihnen eine Benennung, eine Bezeichnung „zu überliefern, ist das Beste, was man thun kann. „Sie fragen ohnehin früh genug nach den Ursachen."

„Es ist ihnen nicht zu verdenken," versetzte Wilhelm. „Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände verwirrt „Jeden, und es ist bequemer, anstatt sie zu entwickeln, „geschwind zu fragen: woher? und wohin?"

„Und doch kann man," sagte Jarno, „da Kinder „die Gegenstände nur oberflächlich sehen, mit ihnen „vom Werden und vom Zwecke" — vom Anfange und Ende, Grunde und Ziele — „auch nur ober„flächlich reden." — „Die meisten Menschen," erwiederte Wilhelm, „bleiben lebenslänglich in diesem Falle,

„und erreichen nicht jene herrliche Epoche, in der uns „das Faßliche“ — weil Oberflächliche — „gemein und „albern vorkommt.“ — „Man kann sie wohl herrlich „nennen,“ versetzte Jarno: „denn es ist ein Mittelzu„stand zwischen Verzweiflung und Vergötterung, welcher „weiter führt.“

G. W. l. H. XXI, 43. 44.

Am wichtigsten sind daher diese logische Prädikamente und Prädikabilien in ihrer höchsten Beziehung, in ihrer Beziehung auf Gott, in welcher sie sich an sich selbst auflösen. In dieser Beziehung nimmt sie unser Text. —

Du fragest, wie und wo und wann Gott ist, und Gott ist doch dieses Wie und Wo und Wann selbst,

Ove s' appunta ogni Ubi et ogni Quando,

wie Dante Parad. XXIX, 12. singt,

Il quanto e 'l quale di quella allegrara,

wie er wiederholt Par. XXX, 120.

So fragt Israel den Herrn selbst: Wie heißest du? Er aber sprach: Warum fragest du, wie ich heiße? — 1. Mos. 32, 29. So fragt Moses: Wie heißet sein Name? Und Gott sprach: Ich werde seyn, der ich seyn werde. 2. Mos. 3, 13. 14. — Manoah sprach zum Engel des Herrn: Wie heißest du? Und der Engel sprach zu ihm: Warum fragest du nach meinem Namen, der doch wundersam ist? Richter 13, 17. 18. — So fraget der alte blinde Tobias den Boten: Aus welchem Geschlechte und von welchem Stamme bist du? Und Ra-

phael sprach: Sey zufrieden. Ist's nicht genug, daß du einen Boten hast: was darfst du wissen, woher ich bin? Tob. 5, 17, 18. David klagt's mit Thränen, daß man täglich zu ihm sagt: Wo ist nun dein Gott? Er seufzet und dürstet nach dem lebendigen Gotte, und fraget: Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue? Ps. 42, 2—4. Und Hiob schreiet in seiner Angst: Gehe ich nun stracks vor mir, so ist er nicht da: gehe ich zurück, so spüre ich ihn nicht. Waltet er zur Linken, so schaue ich ihn nicht: verbirgt er sich zur Rechten, so sehe ich ihn nicht. Er aber kennet meinen Weg wohl. Hiob 23, 8—10.

## IX.

Die Theorie des Textes ruhet auf der Lehre von der Polarität, diese auf der Kraft der Negation, wernach Eins auch das Andere, das Endliche auch das Unendliche an ihm selbst hat.

Daraus folget die praktische Regel des Textes. Ein andermal sagt der Dichter:

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah!
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

Wieder ein andermal heißt es:

Benutze redlich deine Zeit!
Willst was begreifen, such's nicht weit.

In diesen Worten ist sowohl als in unserm Texte

die Quintessenz aller Lebensweisheit enthalten: es kommt nur darauf an, daß wir das was drinn ist auch heraus nehmen, hiermit den Inhalt des Textes entwickeln. Das ist es eben, wovon unser Text selbst handelt, so daß wir an ihm selbst zuerst das zu üben haben, was er lehrt und vorschreibt. Er handelt von dem Verhältnisse des Menschen zu Allem, was außer, um, neben, und über ihm ist, er lehrt, daß der Mensch mit den Gegenständen, die ihn umgeben, umgehen, und zu dem Ende sie kennen lernen soll: er lernt sie aber nur kennen, wenn er in jedem Gegenstande Alles, im Endlichen das Unendliche entdeckt. Die Menschen sind unglücklich zu nennen, die an allen Gegenständen vorüber gehen, ohne von ihnen innerlich berührt zu werden, denen kein Gegenstand etwas sonderliches zu sagen hat: diese finden nirgends Genüge, ihr ganzes Leben ist lange Weile, sie ennuyiren sich und Andere. Je schneller sie über Alles urtheilen, desto weniger verstehen sie davon, sie bleiben bei der Oberfläche des Gegenstandes, und merken nichts von dem Geheimnisse, welches sein Reiz ist. Darum eilen sie darüber hinweg und kommen immer wieder zu anderen Gegenständen, mit denen es ihnen nicht besser ergeht.

Ein Philosoph drückt das so aus:

„Eine vielfältige Erfahrung hat gelehrt, daß den Meisten das größte Hinderniß der Auffassung und des lebendigen Verständnisses ihre unüberwindliche Meinung ist, daß der Gegenstand der Wissenschaft in einer unendlichen Ferne zu suchen sey; wodurch es geschieht,

daß, während sie das Gegenwärtige anschauen, sie alle Austrengung des Geistes nöthig haben, um sich einen Gegenstand zu schaffen, von welchem gar nicht die Rede ist.“*)

## X.

So hat auch das Kleine das Große, das Einzelne das Allgemeine, der Theil das Ganze an ihm selbst. — Mikrokosmos. —

Müsset im Naturbetrachten
Immer Eins wie Alles achten. —
So ergreifet ohne Säumniß
Heilig öffentlich Geheimniß. —
Freuet euch des wahren Scheins, —
Kein Lebend'ges ist ein Eins.

Was aber dieser wahre Schein sey, lehrt die natürliche Tochter:

Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt?
Das Wesen wär' es, wenn es nicht erschiene?

Und wie kümmerlich es mit deu armen Meuschen geht, die von dem heilig öffentlichen Geheimnisse nichts ahnden, nichts fassen noch ergreifen, denen Alles klar und plan ist, das lehrt Wilhelm Meisters Lehrbrief. Diese müssen noch recht in das Tiefe und Dunkele, das sie verschreien und verhöhnen, ehe es mit ihnen wahrhaft hell werden kann.

---

*) Schelling: Ueber das Verhältniß des Realen und Idealen in der Natur.

## XI.

Der Weltgeist, Ψυχὴ τοῦ κόσμου, ist das Prinzip der Bewegung oder des Werdens, ἀρχὴ τῆς κινήσεως, und die Bewegung der lebendige Begriff des Seyns. Hierauf ruhet alle Kosmogonie.

ὁ νοῦς περιοδικῶς ἐνεργεῖ.

Das Werden ruhet wieder auf dem Gesetze der Polarität, wodurch die Bewegung entsteht, welche die Pole vermittelt.

Weltseele, komm' nns zu durchdringen!
Und umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich nichts zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebend'ges Thun.
Und was nicht war, nun will es werden
Zu reinen Sonnen, farbigen Erden:
In keinem Falle darf es ruh'n.

Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln.
Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ewige regt sich fort in Allen!
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Seyn beharren will.

Kosmologie, Kosmogonie, Morphologie.

## XII.

Immer konkreter tritt das Weltgesetz der Entzweiung oder der Polarität herans.

Das Wasser ist das Unterschiedlose; in dieser seiner Neutralität ist es nichts, in seiner Entzweiung die Welt.

So lehrte Thales. Auch Wischnu soll physisch das Wasser vorstellen.

Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es.

Und über dem Wasser ist der Geist, wie der Himmel, von dem es kommt, zu dem es steigt.

Der Neptunismus ist aber nur die eine Seite der Weltschöpfung.

## XIII.

Der nasse Weg führt selbst in's Trockne: aus der Entzweiung des Wassers folgt sein Gegensatz, aber das Prinzip bleibt hier noch immer das Wasser.

Wir erinnern uns zugleich der Morphologie I, 159. flg., wo der Urtypus des Thier- und Menschengeschlechts aus der vergleichenden Anatomie abstrahirt, und die Betrachtung darauf gelenkt wird, „wie die verschiedenen elementarischen Naturkräfte auf ihn wirken und wie er den allgemeinen, äußeren Gesetzen, bis auf einen gewissen Grad, sich gleichfalls fügen muß."

„Das Wasser schwellt die Körper, die es umgiebt, berührt, in die es mehr oder weniger hinein dringt, entschieden auf." Dieß erweiset sich schon an den Fischen. „Die Luft, indem sie das Wasser in sich aufnimmt, trocknet aus. Der Typus also, der sich in der Luft entwickelt, wird, je reiner, je weniger feucht sie ist, desto

trockner inwendig werden: und es wird ein mehr oder minder magerer Vogel entstehn." — „So wird man die Wirkung des Klima's, der Berghöhe, der Wärme und Kälte, nebst den Wirkungen des Wassers und der gemeinen Luft, auch zur Bildung der Säugethiere sehr wichtig finden. Wärme und Feuchtigkeit schwellt auf, und bringt selbst innerhalb der Gränzen des Typus unerklärlich scheinende Ungeheuer hervor, indessen Hitze und Trockenheit die vollkommensten und ausgebildetsten Geschöpfe, so sehr sie auch der Natur und Gestalt nach dem Menschen entgegenstehen, z. B. den Löwen und Tiger hervorbringen. Und so ist das heiße Klima allein im Stande, selbst der unvollkommenen Organisation etwas Menschenähnliches zu ertheilen, wie z. B. in Affen und Papageien geschieht."

## XIV.

Hat vorhin Thales die Welt aus Wasser entstehen und ins Trockene hervorsteigen lassen, so erbaut sie jetzt Anaximenes aus Luft. Aus der Luft ist Alles durch Verdickung und Verdünnung entstanden. Hat sich vorhin die Seele des Menschen mit dem Wasser verglichen, so erscheint jetzt Seele und Geist nach der Vorstellung des Mileters als Luft.

Erst erscheint die Luft in ihrer durchsichtigen Leere und Nichtigkeit, aber sie ist in der That trübe; sie scheint durchsichtig zu seyn, weil sie durchscheinend ist: aber sie entwickelt mittelst dieser durchscheinenden Trübe

einen materiellen Gehalt, der alle Elemente in sich schließt. Und so wird es immer klarer, daß nicht ein einzelnes Element ausschließlich, sondern jedes das Weltganze in sich schließt, und als das Grundprinzip aller Dinge sich bethätigt. Das Ganze ist die Verbindung, das Einzelne entsteht durch Absonderung.

Zugleich erinnert das Beispiel, welches der Dichter wählt, um uns von dem centnerschweren Inhalte der federleichten Luft zu überzeugen, an jene jugendlichen Luftfahrten nach dem obern Elsaß, die er in seiner Lebensbeschreibung mit einigen Strichen auf das einfachste, lebhafteste und anschaulichste an uns vorüberführt.

„In Ensisheim sahen wir den ungeheuern Aerolithen in der Kirche aufgefangen, und spotteten, der Zweifelsucht jener Zeit gemäß, über die Leichtgläubigkeit der Menschen, nicht vorahnend, daß dergleichen luftgeborne Wesen wo nicht auf unsern eigenen Acker herabfallen, doch wenigstens in unsern Kabinetten sollten aufbewahrt werden.“

Diese flüchtigen Worte enthalten für diejenigen, welche sie von Wort zu Wort durchgehen wollen, centnerschweren Inhalt.

## XV.

Der Weltgeist, in seinen Verkörperungen betrachtet, erscheint als der allgemeine Proteus der Natur, der immer ein anderer, als Brahma die Welt erschafft, als Schiwen sie zerstört, und als Wischnu sie wieder ver-

jüngt und von neuem erzeugt. Es ist immer dasselbe Prinzip, und so erscheint auch das Feuer in der Reihe der kosmogonischen Vorstellungen als das Urelement der Dinge, aus dem sie durch Entzweiung (πόλεμος, ἔρις) entstehen, und durch Einigkeit (ὁμολογία, εἰρήνη) sich wieder auflösen und hingeben. Das Seyn selbst ist nur durch stetige Wechselbeziehung, und somit hat schon Herakleitos das Gesetz der Polarität als die Bedingung des Seyns im Werden gefunden: er nennt es das Gesetz des Entgegengesetzten, ἐναντιότης, ἐναντιοτροπή, ἐναντιοδρομία, und weil es nothwendig, mithin allein vernünftig ist, εἱμαρμένη und λόγος. Er findet es in dem Wege nach Unten, οδὸς κάτω, und in dem Wege nach Oben, ὁδὸς ἄνω. Jener Weg ist das Medium der Production,

vom Himmel kommt es,

dieser der Weg der Absorption, Auflösung,

zum Himmel steigt es.

Beide Wege finden sich auch in unserm Texte, aber das Feuer ist, wie bei Herakleitos, die Seele des Ganzen, das Leben, wodurch Alles in Fluß bleibt, ῥοή.

Das Feuer ist nicht bloß erzeugend; dasselbige, wodurch Alles wird, ist auch das verderbende Prinzip, daher es sich Mephistopheles als sein Element vorbehält, und in seinem Aerger über das demohngeachtet immer neu zirkulirende Leben mit der Flamme sich zu trösten sucht.

So geht es fort, man möchte rasend werden!
Der Luft, dem Wasser, wie der Erden
Entwinden tausend Keime sich,
Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten!
Hätt' ich mir nicht die Flamme vorbehalten,
Ich hätte nichts Apart's für mich.

Aber er sieht nicht, oder will nicht sehen, daß auch die Flamme nichts Apartes, nichts Abstraktes oder Diskretes für ihn ist, denn sie erzeuget, wie sie vernichtet, und sie vernichtet auch nur die Form, um den Inhalt zu bewahren. Darum ist auch das Vergehen der Weg nach Oben genannt, wie das Entstehen durch Absonderung der Weg nach Unten.

## XVI.

Hat sich nun Wasser, Luft und Feuer jedes als das Urelement erwiesen, aus welchem sich alle Dinge entwickeln, so wird nun auch dem vierten Elemente sein Recht gegeben, welches, wie Aristoteles sagt, Empedokles zu den dreien hinzugefügt hat, so daß nun sämmtliche Elemente in ihrem Unterschiede, wie in ihrer Identität dargestellt sind. Eins liegt in dem andern beschlossen, jedes enthält das Ganze. Aber zunächst offenbaret sich Wasser und Erde als das Seyn, das ohne sein Gegentheil nicht ist, Luft und Feuer als das Nichtseyn, das durch sein Gegentheil ist.

Die Elemente erscheinen daher eben sowohl selbständig, indem jedes das Universum darstellt, als unselbständig, indem keins ohne das andere gedacht werden

kann. Es ist mithin nichts dagegen zu erinnern, wenn anderwärts der Aether als das kosmische Urelement, Wasser, Luft und Erde als die irdischen Elemente, deren Ursprung kosmisch ist, gefaßt worden sind, denn der Aether träget alle Elemente in sich, so wie hinwiederum die irdischen Elemente den Aether reflectiren und jedes einzelne planetische Element das gesammte Wesen des Urelements, welches sich in Licht, Wärme und Schwere manifestirt, in sich trägt, wiewohl in jedem ein Moment, in der Erde die Schwere, im Wasser das Licht oder der Sauerstoff, in der Luft das irdische Feuer oder die Wärme das Uebergewicht behauptet.

Es ist hiermit zugleich der atomistischen oder mechanischen Weltansicht begegnet, zu welcher außerdem die neuere Chemie führt, welche die wahrhaftigen vier Elemente in 40 und mehr sogenannte Urelemente zerlegt hat. Denn das Wasser hört darum nicht auf, einfaches Element zu seyn, weil es sich in seiner Entzweiung in Sauerstoff- und Wasserstoff-Gas zertrennt und in dieser Trennung seine Pole findet, deren Einheit das Wasser ist. So ist jede chemische Synthesis polarisch entgegengesetzter Stoffe nicht ein juste milieu beider, sondern ein drittes, welches nicht aus diesen Stoffen zusammengesetzt, sondern deren Einheit ist: So ist das Salz etwas anderes, als seine chemischen Bestandtheile, Alkali und Säure.

Unser Dichter erklärt sich gelegentlich selbst über die physischen und chemischen Elemente, indem er beide in ihrer Sphäre gelten läßt. So sagt er bei Gelegenheit der

Farbentheorie des Bernardinus Telasius: „Die Uranfänge „der sinnlichen Dinge vierfach einzutheilen, Feuer, Was= „ser, Luft und Erde einander gegenüber zu stellen, ist „einer sinnlich=tüchtigen, gewissermaßen poetischen (kon= „kreten) Anschauung keineswegs zu verargen, dagegen „auch der Versuch höchst lobenswürdig, auf einfachere „Prinzipien, auf einen einzigen Gegensatz die Erscheinung „zurückzuführen." Dieser einzige Gegensatz ist das Gesetz der Polarität überhaupt, wodurch sich die chemische Zer= splitterung wieder sammelt, und zur Synthesis führt.

Es ist nicht zu vergessen, daß schon vor Aristoteles Empedokles nicht allein die Vierzahl der Elemente, sondern auch deren Einheit, als das Ein und Alles, deren Zweiheit als Liebe und Haß, *φιλία καὶ νεῖκος*, und deren Dreiheit in der Welt als die Synthesis bei= der Pole zu fassen, und hieraus Entstehen und Vergehen zu erklären versucht hat.

Nach diesen Vorerinnerungen wird uns das Tischge= spräch „von Erschaffung und Entstehung der Welt," wel= ches Wilhelm Meister in der pädagogischen Provinz ver= nimmt, und mit Freund Montan fortsetzt, noch genieß= barer und inhaltreicher: es gehört zu der zweiten Reda= ction der Wanderjahre. G. W. letzter Hand. XXII. 177 — 181.

Nachdem aber der Dichter den Gedanken in den Ele= menten an der Erfahrung nachgewiesen hat, schließt er mit dem Menschen, den er zuerst als Naturwesen vor=

findet, und den Elementen der Natur gleichstellt, oder wenigstens damit vergleicht.

Hier wird der Mensch zunächst dem verfestigenden Elemente der Erde, als der Materie, und dem verflüchtigenden Feuerelemente, als der Seele, unterworfen: ein andermal wird er aus den andern beiden Elementen, dem Wasser, als dem Stoffe, und der Luft, als dem Geiste über den Wassern, auferbaut.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt von Grundaus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Es ist die *εἱμαρμένη*, die Naturnothwendigkeit, welcher auch der Mensch nach seiner Seele zu unterliegen scheint; sie treibt ihr Spiel mit ihm, wie der Wind mit dem Wasser: sie rüttelt und schüttelt ihn.

## XVII.

Jetzt folgt der Unterschied zwischen Natur und Geist: die Natur ist nur ein abstracter Theil des Menschen, ein niederes Analogon des Geistes, welches erst im Geiste sich vollendet: die Schöpfung des Menschen ist der Kulminationspunkt, womit sich die sechs Tage der Weltschöpfung abschließen und zu ihrer Wahrheit kommen. Ueber der Natur ist mithin der Geist, der *νοῦς*, aus welchem

die Natur nach Anaxagoras entstehet, und in welchem sie eigentlich bestehet.

Nun erst kommt die Natur zu ihrer Wahrheit, nun erst wird sie ein würdiger Gegenstand ruhiger Betrachtung auf der Höhe der Vernunft.

„Warum ich zuletzt am liebsten mit der Natur verkehre, ist, weil sie immer Recht hat, und der Irrthum bloß auf meiner Seite seyn kann. Verhandle ich hingegen mit Menschen, so irren sie, dann ich, auch sie wieder, und immer sofort, da kommt Nichts auf's Reine: weiß ich mich aber in die Natur zu schicken, so ist alles gethan." Zur Natur W. I, 381.

Damit ist alles gesagt: indem die Natur von der Vernunft gewußt wird, kann sie dieser wieder als die ordnende Richtschnur dienen, daß sie sich nicht verirre. Wie aber die Menschen irren, und namentlich an der Natur irre werden, hiermit dem Gesetze, als der Vernunft, sich entziehen und der Natur nicht als Vernunft, sondern als blinder Gewalt verfallen, das hat uns der Dichter in früherer Zeit auf das vielfältigste veranschaulicht. Aber auch in diesen lebendigen Bildern des irrenden Menschenlebens tritt immer wieder das vernünftige Verhältniß des Menschen zur Natur hervor.

„Mir wird, je länger ich lebe, immer verdrießlicher, „wenn ich den Menschen sehe, der eigentlich auf seiner „höchsten Stelle da ist, um der Natur zu gebieten, um „sich und die Seinigen von der gewaltthätigen Nothwen-

„digkeit zu befreien; wenn ich sehe, wie er aus irgend „einem vorgefaßten falschen Begriffe gerade das Gegen„theil thut von dem was er will, und sich alsdann, weil „die Anlage im Ganzen verdorben ist, im Einzelnen küm„merlich herumplagt.“ XLIX, 22.

In den Bekenntnissen einer schönen Seele sagt der Oheim: „Des Menschen größtes Verdienst bleibt, wenn „er die Umstände so viel als möglich bestimmt, und sich „so wenig als möglich von ihnen bestimmen „läßt. Das ganze Weltwesen liegt vor uns, wie ein „großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann „den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen „Naturmassen ein in seinem Geiste entsprungenes Natur„bild mit der größten Oekonomie, Zweckmäßigkeit und „Festigkeit zusammenstellt. Alles außer uns ist nur „Element, ja, ich darf wohl sagen, auch Alles an „uns: aber tief in uns liegt die schöpferische Kraft, „die das zu erschaffen vermag, was seyn soll, und uns „nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns oder „an uns, auf eine oder die andere Weise dargestellt „haben.“

In den Wahlverwandtschaften, welche nach der gemeinen Meinung Natur und Geist vermengen und die Ethik vernichten, tritt gerade der Unterschied zwischen der Natur und dem Geiste, zwischen dem zwingenden Naturzuge und der sittlichen Freiheit am entschiedensten hervor. Wie sich gleich in den ersten Kapiteln auch an den unbedeutendsten Dingen und Verhältnissen ein bedeutendes

Verhängniß tragisch ankündigt, so zeigt sich dasselbe auch in der Lection, die Eduard und der Hauptmann Charlotten über die verschiedenen Arten chemischer Wahlverwandtschaften ertheilen, und mit Anwendungen auf die Menschenwelt begleiten, denn wir sollen nicht bloß die Herrschaft der Natur über den Menschen, sondern auch die Herrschaft des Menschen über die Natur, als den Triumph der Vernunft, kennen lernen.

„Diese Gleichnißreden," so antwortete Charlotte, „sind artig und unterhaltend, und wer spielt nicht gern „mit Aehnlichkeiten? Aber der Mensch ist doch so „manche Stufe über jene Elemente erhöhet, „und wenn er hier mit den schönen Worten Wahl und „Wahlverwandtschaft etwas freigebig gewesen, so thut er „wohl, wieder in sich selbst zurückzukehren, und „den Werth solcher Ausdrücke bei diesem Anlasse recht „zu bedenken."

Darum ist es gefährlich, mit der Natur zu spielen, und auf sie leichtsinnig das Privilegium des Geistes, die Wahl, überzutragen.

Und was sagt Ottilie, die ein Opfer dieser Natur wurde, aber auch dagegen kämpft, und unterliegend doch noch so weit siegt, als es ein zerstörtes Verhältniß zuließ, — was sagt sie?

„Ein Lehrer, der das Gefühl an einer einzigen guten That, an einem einzigen guten Gedichte erwecken kann, leistet mehr als einer, der uns ganze Reihen untergeordneter Naturbildungen der Gestalt und dem Namen nach

überliefert: denn das ganze Resultat davon ist, was wir ohnedieß wissen können, daß das Menschenbild am vorzüglichsten und einzigsten das Gleichniß der Gottheit in sich trägt."

„Dem Einzelnen bleibe die Freiheit sich mit dem zu beschäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich däucht, aber das eigentliche Studium des Menschen ist der Mensch."

Denn unfühlend
Ist die Natur. —
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg. —
Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche,
Wählet und richtet:
Sey uns Vorbild
Jener geahneteu Wesen.

Hiermit ist Pope's berühmter Ausspruch:

The proper study of Mankind is Man,

den er auch nicht aus sich selbst hat *), so wie das, was ihm vorausgeht:

Know then thyself, presume not God to scan

zu seiner Wahrheit erheben.

## XVIII.

Der Unterschied zwischen Natur und Geist ist dieser,

---

*) G. E. Lessing's sämmtliche Schriften XIV, 141. XV, 295.

daß die Natu kein Inneres hat. Göthe's „Allerdings" und „Ultimatum" geben darüber weitern Aufschluß *).

Die Natur bringt es nur bis zur Individualität, wodurch die Gattung erhalten wird, so wie durch die Gattung die Individualität: erst der Geist erhebt sich im Menschen zur Subjectivität, zur Persönlichkeit, mittelst welcher das Individuum in sich selbst zurückkehrt, während es in der Natur in die Gattung rückkehrt.

Die Natur geht aus sich heraus als Extension, der Geist in sich zurück als Intension; die Natur ist äußerlich, lang, der Geist innerlich, rund. Die Natur ist aber nur an sich lang, sie wird durch den Geist rund. Dante Parad. XXX. 90. 103.

Dasselbe lehrt unser Text.

Ihr folget falscher Spur,
Denkt nicht wir scherzen.
Ist nicht der Kern der Natur,
Menschen, im Herzen?

Das Innere der Natur ist das Menschen-Herz!

## XIX.

Polarität ist Dualität: auf ihr beruht alles Leben. Starre Einheit ist der Tod: nichts Lebend'ges ist ein Eins. Die Gottheit ist die Fülle des Lebens: und diese sollte ein solches Eins seyn?

---

*) G. W. l. H. III, 112. 113.

## XX.

Aber getrost! es ist weder in der Zeit, noch in der Ewigkeit ein solches numerisches Eins zu finden. Die lebendige Einheit beruhet vielmehr auf stetiger Wandlung in Anderes, welche die Philosophie in dem Begriffe der absoluten Negativität zum Verständnisse bringt.

## XXI.

Sonach scheint die Polarität das Räthsel des Lebens, Zeit und Ewigkeit, zu erklären. Aber die Polarität selbst ist damit nicht erklärt. Die Polarität offenbart sich zunächst am Magnete. Was ist nun der Magnet, und sein Geheimniß? Das ist die Frage, die übrig bleibt, die Antwort, Aufschluß, Erklärung erheischt.

So viel hat sich schon zu Tage gelegt, daß das Geheimniß des Magnets diesem nicht ausschließlich angehört: vielmehr scheint die Polarität, und mit ihr die Entzweiung allem Seyn als Werden, allem Leben anzugehören: der Magnet lebet und webet allerwärts, im Kleinsten wie im Größten.

Es ist die Anziehung und Abstoßung, die sich selbst an den kleinsten und alltäglichsten Körpern und Bewegungen zeigt, die Centripetal- und Centrifugal-Kraft, die im Weltgebäude kreiset, die Systole und Diastole des Herzens, ohne deren Wechselbeziehung alles in Asphyxie versinkt. Das Entzweite ist also doch wieder verbunden. Das Geheimniß ist aber überall dasselbe, dieselbe, bald

erkannt, bald unerkannt, auf allen Stufen, in tausend Gestalten und Beziehungen wiederkehrende positive und negative Kraft, die wir mit zwei Worten in ihrem höchsten Gegensatze als Liebe und Haß bezeichnen. In dem Vorspiele zu Faust sagt es der Dichter selbst, was eigentlich den Dichter, was den Menschen macht. Es ist das Werden, welches vor dem Tode, vor dem Fertigseyn bewahrt; und zum Werden ist nichts so nöthig, als der polarische Widerspruch, in welchem das Geheimniß der Magnetnadel bestehet, nämlich „der Drang nach Wahrheit und die Lust am Schein," Schmerz und Glück, „des Hasses Kraft, die Macht der Liebe." Darin bestehet, darauf beruhet alles Werden, alles Leben, die Jugend. Dieser Gegensatz ist es, welcher, unter dem Bilde der Freundschaft und Feindschaft, die Erscheinungen der Wahlverwandtschaft darstellt, aber nicht bloß in Kreide, Essig und Laugensalz, oder in Kalk, Luftsäure und Schwefelsäure chemische Wirksamkeit zeigt, sondern auch — Menschen anzieht und abstößt, getrennte verbindet, verbundene scheidet, gleich als wären sie dem Naturzwange, der Nothwendigkeit unterworfen *).

Dem Magnete bleibt sonach als Eigenthümlichkeit nur dieses, daß er die Polarität in der einfachsten Naivetät zu Gesicht bringt und in abstrakter Sinnlichkeit äußerlich darstellt, aber gerade dadurch das Geheimniß ankündigt, welches sich sonst im Leben zu verbergen sucht. Ebendarum ist der Magnet ein Urphänomen der Natur.

---

*) G. W. l. H. XVII, 49 bis 57.

Die erste Zeile unseres Textes verlangt eine Erklärung dieses Urphänomens. Aber der Dichter scheint die Antwort darauf ebensowohl abzuweisen, als indirect doch zu ertheilen.

So sagt er anderwärts *): „Der Magnet ist ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es denn auch ein Symbol für alles Uebrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen.“

Der Magnet ist als Urphänomen sein eigener Begriff, seine eigene Definition, er hat die Erklärung in ihm selbst. Indessen hat unser Text, um die Symbolik des Magnets näher zu bezeichnen, und zugänglicher zu machen, zwei Worte dafür untergeschoben, welche den „sinnlich-sittlichen Bezug des Lebens“ ausdrücken.

In der Farbenlehre kommt es wieder zu anderen Worten und Namen, um damit die überall waltende Polarität zur lebendigen Anschauung zu bringen.

„Mit leisem Gewicht wägt sich die Natur hin und her, und so entsteht ein Hüben und Drüben, ein Oben und Unten, ein Zuvor und Hernach, wodurch alle Erscheinungen bedingt werden, die uns im Raume und in der Zeit entgegentreten.“

Wenn dagegen in unsern beiden so einfachen als inhaltreichen Reim-Zeilen die Grundkräfte des Magnets und alles Lebens in der Schöpfung als Liebe und Haß

---

*) Zur Naturwissenschaft II, 1, 120.

bezeichnet werden, so erinnern uns diese Symbole an die alten Kosmogonieen, welche die Welt aus dem Kampfe der Elemente hervorgehen lassen. Majah ist von Ewigkeit her bei Gott als schaffend, erhaltend, zerstörend.

Wenn Heraklit das Feuer als Urelement setzt, so läßt er es durch Haß (ἔρις, πόλεμος) und Liebe (εἰρήνη, ὁμολογία) in einem ewigflüssigen Strome entgegengesetzter Bestimmungen (ῥοὴ ἐναντιῶν) wirken und walten. Wenn Empedokles die Unterschiedslosigkeit der Elemente als den Anfang voraussetzt, so läßt er aus ihnen durch Scheidung und Einigung, durch Feindschaft und Freundschaft, νεῖκος καὶ φιλία, die Welt entstehen, und durch das Widerspiel derselben Kräfte (ἀντεπικράτεια τοῦ νείκους καὶ τῆς φιλίας) zu neuem Werden vergehen. Dieß ist die concordia discors, von welcher Ovidius (Metam. I, 433.) und Horatius (Ep. I, 12, 19.) fabeln und schreiben.

Und so scheint es denn wirklich noch immer dabei zu bleiben. In allem Leben und Denken ist Lieb' und Haß. „Alles Regseyn in uns, all' unser geistiges Leben ist nichts anderes, als Urtheilen, und dieses entweder bejahend oder verneinend, Liebe oder Haß," oder — Beides zumal. Und so käme denn Liebe, Einheit, Friede nicht zur Alleinherrschaft?

Aber was ist Haß? wie sollte doch das Reich des Geistes, die Menschheit gleich der Natur dem Hasse unterworfen, wie sollte doch der Haß zum Lieben und Leben nothwendig seyn?

Lieber, wenn du so fragest, so beweisest du an dir selbst die Nothwendigkeit des Hasses. Du hassest selbst den Haß: und kannst es nicht lassen. Und es sollte doch nicht nothwendig seyn zu hassen?

An sich ist aber auch der **Haß** nichts anderes als die Unterscheidung, die Entgegensetzung überhaupt, die Negation, womit sich die **Individualität** erhält, indem sie abstößt, ohne darum die Anziehung zu negiren. In dieser Reinheit des Hasses thut der Liebe nichts so noth, als der Haß, gesunder, reiner Haß, denn die Liebe ist ebensowohl die Identität des Unterschiedenen, als die Unterscheidung des Gleichen: sonst hätte sie nur sich zu lieben, und sie bedarf ein Anderes, um zu lieben, wie Ephen eines Gegenstandes, der von ihm verschieden ist, bedarf, um sich anzuhaften und aufzuranken.

Wenn sich Zweie lieben sollen,
Müssen sie sich scheiden.

Enthält doch dieses allgemeine Gesetz der Scheidung und Verbindung selbst die einzig mögliche Erklärung der göttlichen Trinität! — Das Polaritätsgesetz fordert zur Einheit auch die Anderheit, und zur Anderheit eine abstoßende, ausschließende Kraft des Hasses, jedoch nicht ohne die vereinigende Macht der Liebe.

Wie das Leben ohne Negation, die Einheit ohne Anderheit, so wäre ohne herzhaften Haß die herzlichste Liebe matt und todt.

Drum danket Gott, ihr Söhne der Zeit
Daß er die Pole für immer entzweit.

Wir schreiben der Liebe eine vereinigeude Kraft zu, aber um die Wesen zu vereinigen und heranzuziehen, muß sie doch gleichzeitig aus dem Zustande entbinden und losreißen, welcher dieser Vereinigung vorausgeht. Darum erweiset sie sich ebensowohl als Schwerkraft, welche zusammenzieht, als auch als Expansion, welche sich ausdehnet. Umgekehrt können auch dem Hasse beide Kräfte zumal zugeschrieben werden, indem er mittelst der Individuation scheidet und dadurch das Bedürfniß der Wiedervereinigung hervorruft. Jede Kraft hat die entgegengesetzte an ihr selbst, so hat die Liebe den Haß an ihr selbst, sonst ist sie selbst nicht. Eine Liebe, die weder Katze noch Maus todt beißen kann und den Fuß nicht aufheben mag, um die lieben Würmchen nicht todt zu treten, ist keine Liebe.

Es ist nur noch dieses hinzuzusetzen, und wohl zu merken: Auf Ja und Nein, anf Liebe und Haß beruhet Alles, alles Seyn und alles Denken, mithin auch alles Wollen. Die Kräfte der Anziehung und Abstoßung berühren auch den Menschen, nur daß er nach seiner Freiheit ihnen eben sowohl widerstehen als folgeu kann. Aber ob nun der Mensch jedem solchen Zuge und Stoße blindlings trauen und folgen, oder mit prüfenden Augen entgegentreten und nach Befinden widerstreben soll, das ist eine andere Frage. Daß jene sich suchenden und trennenden Kräfte auch im Gebiete des Geistes gelten, daß sie mithin ursprünglich gut sind, das beweiset nicht, daß sie in ihrem gegenwärtigen Verhältnisse gut und gültig sind. Und wenn sie auch an sich, wenn sie in abstracto gut

und gültig sind, sind sie es auch in conrecto, sind sie auch schon an der Zeit? oder ist ihnen inmittelst eine andere Ordnung, ein anderes Gesetz entgegengetreten, welches zunächst sein Recht behauptet? Wer bezweifelt das Occupations-Recht des Menschen, das Gott geordnet hat? Gen. 1, 28. und doch findet es seine Gränze, wenn schon ein anderer zuvorgekommen, und Besitz ergriffen hat. 2. Mos. 20, 15. Wer bezweifelt das Recht der Liebe auf Einigung? Gen. 2, 18. 20. 24. Und doch findet es für jetzt seine Gränze, wenn ihr ein älteres Band der Einigung zuvorgekommen ist. 2. Mos. 20, 14.

## XXII.

Was Wesen an Wesen heranzieht, „an Körper Kör„per mächtig reißt, den Geist gewaltig zieht an Geist," das ist zunächst nicht das Gemeinsame und Gleiche, aus dem das Verschiedene hervorgegangen, sonderu im Gegentheil die Individuation, die das Einzelwesen vom Einzelwesen scheidet.

Es ist die Einheit, die sich entzweit um sich zu äußern, und sich entäußert, um zu seyn. Erst nach der Entzweiung sucht sich das Getrennte wieder. Der nächste Grund der Liebe ist mithin die Verschiedenheit und Geschiedenheit, der entferntere die Einheit, welche der Trennung vorausgegangen. Was getrennt ist, sucht das Getrennte, um sich zu ergänzen; die Liebe sucht nicht das Ihre, sondern was ihr fehlt.

Wenn du nun im Andern nichts als dein Gleiches kennen lernst, so muß sich nothwendig das Bedürfniß erneuern, welches das Gleichseyn, als die ursprüngliche Einheit, von allem Anfange an gehabt hat, nehmlich sein Entgegengesetztes zu seyn, um zu seyn; es muß sich entfernen, um sich selbst zu verstehen.

Fändest du im Andern nichts als dich selbst, so bedürftest du seiner nicht, denn was du im Andern suchst, ist eben das Andere, und nicht das, was du selbst bist in deiner Vereinzelung.

Hiermit ist das Prinzip ausgesprochen, welches alle Anziehung so wie alle Repulsivkraft erklärt. Darum heißen die entgegengesetzten Pole freundschaftliche, die gleichen feindliche: Liebe und Haß. Darum sucht sich Subject und Object in der Copula. Darum genügt sich der Mensch nicht selbst: er sucht vielmehr in allen Beziehungen seine Ergänzung.

Daraus ist auch zu erklären, einmal, daß Selbsterkenntniß zur Erkenntniß nicht ausreicht, und zweitens, was Selbsterkenntniß ist. Sich selbst erkennen heißt das Subject zum Object, zum Gegenstande, also zu seinem Gegentheile machen. Man braucht also mehr als sein eignes ungetheiltes Selbst, um sich selbst zu erkennen. Sich selbst erkennen heißt sich von sich selbst entfernen, und im Objecte sich entäußern, um sich verstehen zu lernen.

Nun bedürfen wir auch weiter keines Kommentars, um nach und nach das, was der Dichter über Selbsterkenntniß sagt, in unsere Sprache zu übersetzen.

Erkenne dich! — Was soll das heißen?
Es heißt: sey nur! und sey auch nicht!
Es ist eben ein Spruch der lieben Weisen,
Der sich in der Kürze widerspricht.

Erkenne dich! — Was hab' ich da für Lohn?
Erkenn' ich mich, so muß ich gleich davon *).

Glaubst dich zu kennen, wirst Gott nicht erkennen,
Auch wohl das Schlechte göttlich nennen **).

Indem sich Göthe über das Prädicat des Gegenständlichen, das ihm Heinroth beigelegt, belehrend und wohlwollend erklärt, fügt er zu mehrerer Erklärung hinzu:

„Hierbei bekenne ich, daß mir von jeher die große „und so bedeutend klingende Aufgabe: erkenne dich „selbst, immer verdächtig vorkam, als eine List geheim „verbündeter Priester, die den Menschen durch unerreich„bare Forderungen verwirren, und von der Thätigkeit ge„gen die Außenwelt zu einer innern falschen Beschaulich„keit verleiten wollten. Der Mensch kennt nur sich selbst, „indem er die Welt kennt, die er nur in sich und sich „nur in ihr gewahr wird. Jeder neue Gegenstand, wohl „beschaut, schließt ein neues Organ in uns auf." ***)

Hiermit verträgt es sich auf das beste, wenn Göthe ein andermal den alten bedeutsamen Grundsatz der jonischen Schule „nur von Gleichem werde Gleiches „erkannt" beherzigt, erläutert, und übersetzt †). Denn

---

*) Göthe's Werke. St. u. T. II, 247.
**) Ebendas. 241.
***) Zur Naturwissenschaft. II, 1, 47.
†) Zur Farbenlehre. I, XXXVIII.

allerdings muß das Ungleiche eben sowohl ein Gemeinsames, Gleiches, als den Unterschied an sich haben, um zu einander in Verhältniß und Beziehung zu kommen.

Es ist also nicht die Selbsterkenntniß selbst, welche abgelehnt wird, sondern die Methode derselben, die sich allein aus sich kennen zu lernen sucht, statt daß die wahre Selbsterkenntniß nur an dem Andern, in der Erkenntniß der Menschen überhaupt zu erlangen ist, mithin durch die Geschichte, durch lebendigen Verkehr, durch die Wirklichkeit vermittelt wird. Der Mensch ist nur in allen Menschen zusammen vollständig Mensch: jeder ist ein Supplement des andern. In diesem Sinne sagt Jarno (B. 7. K. 9.), daß der Mensch sich erst kennen lernt, wenn er seiner selbst in pflichtmäßiger Thätigkeit vergessen und um Anderer willen leben lernt. „Da lernt er erst sich selbst kennen, denn das Handeln eigentlich vergleicht uns mit Anderen.“

Alle Liebe ist Erhebung, Erweiterung. Indem der Mensch liebt, sucht er ein Höheres, Reineres, noch Unbekanntes, was er selbst nicht ist: er ist ihm selbst nicht genug. Wenn er nicht mehr findet, als er selbst, nichts Reineres, an dem er sich reinigen, nichts Höheres, an dem er sich erheben, nichts Anderes, Unbekanntes, an dem er sich vervollständigen kann, so muß er sich sogleich wieder entfernen.

Epheu ist das Symbol des zärtlichen Gemüths.

So erklärt es sich auch, warum ein andermal das Geheimniß so feierlich gepriesen, und das Faßliche albern

genannt wird. Das Faßliche ist albern, weil es nichts Neues bietet. Nichts ist alberner, als bei dem, was wir verstehen, stehen zu bleiben. Was wir verstehen, verdient nicht gelesen zu werden: nur das Unverständliche kann uns reizen, daß wir uns daran halten. Eigentlich ist Alles unverständlich, — und zugleich verständlich. Es kommt Alles darauf an, das Unbekannte zur Bekanntschaft zu entwickeln und an dem Verständlichen und Bekannten unbekannte Seiten und verborgene Tiefen anzuerkennen. Zum Lehren gehört nicht bloß das Deutlichmachen des Undeutlichen, damit der Schüler seine Verwandtschaft mit dem Höchsten und sein Anrecht an das Schwierigste erkenne, sondern auch das Undeutlichmachen des Deutlichen und Faßlichen, damit er hinter der Fläche die Tiefe ahnen lerne. Alles Lernen beruht aber jedenfalls auf demselben Gesetze, welches die entgegengesetzten Pole zu ihrer Erfüllung und Verbindung zu einander zieht.

Die Erkenntniß beruht demnach mit der Liebe auf demselben Gesetze der Polarität.

## XXIII.

Die entgegengesetzten Pole ziehen sich demnach an, um sich gegenseitig zu ergänzen, und die starre Individualität aufzulösen.

Dieses Gesetz findest du nicht bloß in den magnetischen Erscheinungen; es wiederholt sich überall, selbst im Gipfel der Schöpfung, in der Menschenwelt. Die Attraction ist als Liebe in den beiden Geschlechtern ausge-

drückt; sie bekundet sich als Neigung selbst in der Kindheit. Wenn sich Knabe und Knabe im gemeinsamen Spiele miteinander prügeln, und jeder seinen Mann steht, so vertragen sich Knabe und Mädchen auch schon im Kinderspiele; sie müßten schon entartet seyn, wenn sie so hart an einander gerathen könnten, wie der Knabe mit seines Gleichen. Hauptsächlich ist aber der Tanz das Kinderspiel, das Knaben und Mädchen vereinigt.

Unser Dichter sucht den Unterschied der Geschlechter und die Neigung zu einander schon in der spielenden Kinderwelt nachzuweisen. Seine Beobachtungen stehen im Widerspruche mit den Erfahrungen, die Schiller in der Glocke „vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe" und in dem Gedichte „die Geschlechter" festgehalten hat.

Wir wollen künftig genauer Acht haben, um selbst zu erfahren, welcher von Beiden Recht habe, oder ob etwa Beide, jeder von seinem Standpunkte aus, Recht behalten.

Wer uns übrigens das deutsche Sprichwort: „Gleich und Gleich gesellt sich gern," entgegensetzen wollte, den müßten wir auf den griechischen Spruch der jonischen Schule verweisen, den wir oben erklärt, und hierdurch auch jenes Sprichwort mit den Gesetzen der Polarität verständigt haben.

## XXIV.

Im Gegentheile stoßen sich aber gleiche Pole von einander ab, um ihre Ungleichheit zu bewähren, und ihre individuelle Geltung zu behaupten.

Auch dieses Gesetz finden wir nicht bloß in der bewußtlosen, objectiven Welt, sondern in uns selbst. Im Staate, welcher für die Mehrheit der Subjecte das ist, was für die Mehrheit der Objecte der Raum ist, sehen wir, daß sich gerade die Glieder gleichen Standes am schlechtesten mit einander vertragen. Der Staat besteht wesentlich in der Vereinigung des Verschiedenartigen, das eben deswegen seiner gegenseitig bedarf *). Und so können wir in jeder Bauernschenke das physikalische Gesetz des Magnets bestätigt finden. Hier fühlt sich jeder dem andern gleich; gleiche Beschäftigung, gleiche mithin collidirende Interessen, gleiche Standesrechte. Darum behauptet sie auch jeder gegen den andern; es sey im Wortwechsel, oder mit Fäusten.

Unser Text erinnert uns an die Bauernscene, der Faust als ein Wesen höherer Art beiwohnt.

Uebrigens werden uns freilich die Juristen lehren, daß sich die Bauern nicht allein mit ihres Gleichen zanken und streiten, sondern auch mit ihrem Edelmanne befehden. Worauf wir erwiedern, einmal daß Prozeß noch keine Prügelei ist, und zweitens, wenn auch jener nach Befinden nicht viel besser als diese seyn sollte, daß Bauer und Edelmann doch nur insofern in Streit gerathen, als sie sich gleich sind, nehmlich als Landbewohner und Landbebauer, oder insofern, als der tiers état Gleichheit begehrt, um sich zanken zu können.

---

*) Vergl. Dante Parad. VIII, 118—120.

## XXV.

Die gleichen, mithin feindlichen Pole versöhnen sich in einem dritten, der ihnen ungleich, mithin freundschaftlich zugeneigt ist.

Ueberhaupt ist aber von zwei sich polar entgegengesetzten Seiten das Uebergewicht auf einer Seite, ein **Plus** gegen ein **Minus**, ein Positives gegen ein Negatives.

Um dieß einzusehen, bedarf es keiner magnetischen, electrischen und galvanischen Experimente. Du brauchst nur deinen Schüler in das Leben hinein zu führen. Die Bauern prügelten sich, weil sie sich unter einander für ihres Gleichen gelten. Der Amtmann erscheint, und sofort ist die Ruhe wieder hergestellt, der Streit durch den Urthelsspruch aufgehoben, aus keinem andern Grunde, als weil er nicht für ihres Gleichen gilt, und in dem Entgegengesetzten das Uebergewicht anerkannt wird. Da haben wir zugleich den Unterschied zwischen Zank und Prozeß, denn der letztere wird von einem Dritten, Höheren geführt.

Der Dichter hat uns mit einem Male aus der Physik in die Politik, aus der Theorie in die Praxis, aus der Natur in das Staatsleben versetzt. Hier zeigt er uns an den verschiedenen Ständen die überall sich manifestirende Polarität mit ihren Gesetzen, die Ausgleichung des Streits durch den entgegengesetzten Pol, und das Uebergewicht, welches sich als plus auf der einen Seite zeigt.

„Indem man jenes Gewicht und Gegengewicht von „ungleicher Wirkung zu finden glaubt, so hat man auch „dieses Verhältniß zu bezeichnen versucht. Man hat ein „Mehr und Weniger, ein Wirken ein Widerstreben, ein „Thun ein Leiden, ein Vordringendes ein Zurückhalten„des, ein Heftiges ein Mäßiges, ein Männliches ein „Weibliches überall bemerkt und genannt, und so entsteht „eine Sprache, eine Symbolik, die man auf ähnliche „Fälle als Gleichniß, als mehrverwandten Ausdruck, als „unmittelbar passendes Wort anwenden und benutzen „mag.“ *)

In dem Gesagten liegt auch ein merklicher Fingerzeig für Lehrer der Physik, welche die einzelnen Naturerscheinungen und Naturgesetze an dem physikalischen Apparate so abstract nachweisen, als wenn diese Erscheinungen nur an den von dem Lehrer selbst geleiteten Experimenten wahrzunehmen wären, oder als wenn es einer Zurechtweisung der Natur bedürfte, um sie in ihren Gesetzen kennen zu lernen.

Das polarische Uebergewicht in der Natur erweiset sich im Staate, an dem Begriffe der Obrigkeit, und in dem Reiche des reinen Gedankens an der Kategorie der übergreifenden Subjectivität. Wir können es auch unter den Menschen in den besonderen Beziehungen, wor-

*) Zur Farbenlehre. I, XXII. und 283 flg. Zur N. W. I, 165. Es versteht sich von selbst, daß hiermit der Formalismus als solcher nicht empfohlen werden soll, nachdem ihn Hegel an den Pranger gestellt hat. Phänomenologie LIX, flg.

auf Liebe und Freundschaft ruhen, erkennen, womit sich besondere Verhältnisse, hervortretende Wahlverwandtschaften offenbaren, aber damit die allgemeinen Verhältnisse der Liebe nnd Gemeinschaft nicht in Schatten, sondern nur desto mehr in's Licht stellen.

## XXVI.

Aus den vielfältigen Verhältnissen und Beziehungen, die, abstoßend und anziehend, zwischen allen Wesen, natürlichen und geistigen, statt finden, folgt von selbst, daß die Magnetnadel nur dann unverrückten, richtigen und geraden Weges nach Norden zeigen könnte, wenn sie von allen dergleichen Beziehungen frei erhalten werden könnte. Vor allen Dingen mußt du dich also hüten, daß keine Magnetsteine in die magnetische Atmosphäre kommen.

Gleicherweise muß auch der Mensch die unruhige Magnetnadel, die seinem Leben die Richtung geben soll, ins Gleichgewicht zu bringen suchen. Willst du deinen Weg sicher und gerade gehen, so hüte dich vor Verlockungen. Es thut zu deiner eigenen Entwicklung Noth, daß du dich selbst beschränken, daß du entsagen lernst. Die Pforte ist eng, der Weg schmal: du mußt einseitig zu werden lernen, um etwas Tüchtiges zu werden: du kannst nicht alles auf einmal seyn.

Weil sich überall Anziehendes nnd Abstoßendes findet, so kommt es recht darauf an, daß du dich nur von dem anziehen lässest das dir eignet, daß du nur dem

Magnete folgest, den dir dein innerster Beruf und das Gesetz vorschreibt.

Die Erscheinungen, die wir am Kompaß wahrnehmen, geben uns Gelegenheit, den Kompaß unseres ganzen Lebens selbst näher ins Auge zu fassen. Sie warnen uns vor allen Nebenbeziehungen, die uns nur von dem geraden Wege ableiten können.

Nur Heiterkeit und grader Sinn
Verschafft dir endlichen Gewinn *).

Was nicht grade erfaßt worden,
Wird auch schief nicht erkannt **).

Dir frommt an jedem Ort, zu jeder Zeit
Geradheit, Urtheil und Verträglichkeit ***).

Dieser Kompaß kommt uns zu statten, um auch auf Umwegen zum Ziele zu gelangen. Darum erinnert der Dichter ein andermal an die Bedeutung des Mährchens, „man müsse bei wunderhafter Wagefahrt nach einem köstlichen Talisman, in entlegensten Bergwildnissen, unaufhaltsam vorschreiten, sich ja nicht umsehen, wenn auf schroffem Pfade fürchterlich drohende und lieblich lockende Stimmen ganz nahe hinter uns vernommeu werden.“

So findet sich auch die Antwort zu der Frage, welche der Redacteur der Wanderjahre bei jenem Rückblick auf das Theaterleben aufwirft, ob man ihn wohl über-

*) Göthe's Werke. St. u. T. II, 238.
**) Göthe's Werke. Wien. XXI, 98.
***) Göthe's Werke. Wien. XXVI, VII.

zeugen könnte, „daß dieß ein unverzeihlicher Irrthum, eine fruchtlose Bemühung gewesen?“ *)

Und wenn der Pfad sacht in die Büsche gleitet,
So denket nicht, daß es eiu Irrthum sey;
Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen,
Zu rechter Zeit dem Ziele näher kommen **).

Hiermit ist der Vorwurf der Mercurialität, welcher dem Dichter in den verschiedensten Beziehungen gemacht worden ist, und das Beiwort eines ἀλλοτριομορφοδίαιτος, welches ihm beigelegt worden ist, ohne weitere Erörterung erklärt und berichtigt.

So findet der Weise, auch nach Schiller, mitten unter aller Beweglichkeit und verschiedenartigster Thätigkeit stets den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.

## XXVII.

Unendliches und Endliches, Seele und Leib, sind Pole, die sich nie unmittelbar berühren, wie Sauerstoff und Wasserstoff, wie Alkali und Säure, so wie sie sind, sich nicht berühren, oder was dasselbe ist, indem sie sich berühren, sogleich das nicht mehr sind, was sie für sich waren. Die Pole bilden überall nur den abstrakten Gegensatz. Das Wirkliche ist vollständig, aber nicht zusammengesetzt, weder unendlich noch endlich, noch eine Vermischung beider als seiner Theile, sondern beides in Ei-

*) Göthe's Werke. Wien. XXVI, 244.
**) Göthe's Werke. St. u. T. IX, 405.

nem. Diese Vorstellung hat sich schon durch alle Sphären in der Gottes- Geistes- und Naturlehre im Allgemeinen bestätigt. Dasselbe wird sich auch an einer einzelnen Natur-Erscheinung spezieller zu Tage legen. Der Dichter geht zur Farbenlehre über, mit der er abschließt. Der Dichter legt hier seine Entdeckungen über Chromatik und Chroagenesie in wenige Reimzeilen nieder, wie er ein andermal seine vielfältigen Untersuchungen über die Metamorphose der Pflanzen in elegischer Form ausgesprochen, und mit den allgemeinsten Verhältnissen des Weltwesens in Beziehung gesetzt hat.

Auch Licht und Finsterniß sind Pole, die auf ewig von einander geschieden sind, denn sie bestehen eben darin, den abstrakten Gegensatz zu bilden. Abstrakte Finsterniß kann kein Licht erhellen. Finsterniß ist Finsterniß, Licht ist Licht. Licht, als pures Licht, ist unsichtbar, denn abstraktes Licht ist überhaupt nicht wirklich, wie Seele ohne Leib nicht ist. Das Weitere ist, daß der unendliche Raum des äußern Weltalls dunkel ist, und ewig finster bleibt. Wenn wir ihn erheitert sehen, da ist er es schon nicht mehr selbst.

## XXVIII.

Wenn Licht und Finsterniß von einander geschieden sind, so entsteht die Frage, wodurch sie geschieden sind, oder was das seyn mag, das sich zwischen der Finsterniß des unendlichen Raums auf der einen, und zwischen dem Sonnenlichte auf der andern Seite als ein trennendes Mittelglied eingedrängt hat.

Hier finden wir nun ein doppeltes, welches selbst wieder einen Gegensatz bildet, und zwar denselben Gegensatz wiederholt, der sich in Licht und Finsterniß offenbart. Auf der einen Seite ist es das Auge, und mithin das Subject, auf der andern die Materie, und mithin das Object, das sich als ein neuer Gegensatz zwischen den ersten Gegensatz stellt, und diesen damit verwirklicht.

„Was sich zwischen beide stellt," wäre gefunden, aber wir scheinen damit nicht viel gewonnen zu haben, denn es findet sich wieder ein doppeltes; der Gegensatz löset sich nicht auf, sondern er erneuert sich. Denn das Auge ist selbst wieder Licht, das Licht im Kleinen, und da die Welt auch im Kleinsten ganz sie selbst ist, die ganze Lichtwelt. Die Materie hingegen ist von jeher als das dunkelste anerkannt worden*); die Eigenschaft aller Körper ist Undurchdringlichkeit. Aber in diesem neuen Gegensatze finden wir zugleich das Auge als Subject und die Körperwelt als Object, mithin die nothwendige Beziehung, welche das bloße, todte Seyn zum Bewußtseyn hat.

Das Auge ist das Licht, subjectiv gesetzt. Nur Licht schaut Licht: und in seinem Lichte sehen wir das Licht. Ps. 36, 10.

Indem aber das Auge, als das subjective Licht, das Licht sieht, wird das Licht gegenständlich, es ist sein eigener Gegenstand.

---

*) Schelling über das Verhältniß des Realen und Idealen in der Natur.

Alles Sehen setzt eine Verbindung mit dem Gesehenen, alles Erkennen eine Gemeinschaft mit seinem Gegenstande voraus. Licht hier, Licht dort.

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Wes't nicht in uns des Gottes eig'ne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken? *)

Was wir also mit dem neuen Gegensatze gewonnen haben, ist nichts Geringeres als Subject und Object, und deren Verhältniß zu einander, über welches sich Göthe mehrmals, namentlich unter den Ueberschriften: „der Versuch als Vermittler von Object und Subject" **) und „Bedeutendes Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort" ***) deutlich ausgesprochen hat. In der Farbenlehre sagt er: †)

„In der ganzen sinnlichen Welt kommt alles über„haupt auf das Verhältniß der Gegenstände unter einan„der an, vorzüglich aber auf das Verhältniß des bedeu„tendsten irdischen Gegenstandes, des Menschen zu den „übrigen. Hierdurch trennt sich die Welt in zwei Theile, „und der Mensch stellt sich als Subject dem Object ent„gegen. Hier ist es, wo sich der Praktiker in der Erfah„rung, der Denker in der Spekulation abmüht, und ei-

*) Zur Farbenlehre I, XXXVIII. Zur Naturwissenschaft II, 1, 20.

**) Zur Naturwissenschaft II, 1, 39.

***) Zur Morphologie II, 1, 46.

†) Zur Farbenlehre I, 69. §. 181.

„nen Kampf zu bestehen aufgefordert ist, der durch kei„nen Frieden und durch keine Entscheidung geschlossen „werden kann.“

Wir sind jetzt so weit, daß wir in dem Gegensatze des Subjects und Objects, oder des Auges und seines Gegenstandes eine Einheit, eine Vermittlung, einen Uebergang, anerkennen müssen, weil sonst für das Auge der Gegenstand nicht seyn würde. Worin aber diese Vermittlung zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Ich und nicht Ich bestehe, erfahren wir noch nicht.

Auf der einen Seite Licht, auf der andern Seite Dunkel: dazwischen wieder auf der einen Seite als Licht das Auge, das Active, das Subject oder die Seele, auf der andern Seite die Materie, das Passive, das Object oder der Leib. Wo ist nun aber dieses Beides nicht mehr Zwei, sondern Eins?

Da zeigt sich nun zunächst die Farbe als das vom Lichte durchdrungene Dunkel, und hiermit als das Naturbild des von der Seele zum Geiste durchdrungenen Leibes. Aber noch fehlt die Brücke, welche diese unmittelbare Erscheinung vermittelt. Die Farbe ist da, aber wie wird sie? Wir sehen zunächst nur so viel, daß sich die ganze Welt, als Farbenwelt, nur am Lichte und seinem Gegentheile, und für uns nur am Auge und seinem Gegenstande, der Körperwelt, entwickeln kann. Wenn sich nun die Farben ebensowohl am Auge, als der Lichtwelt, die ihr Gegentheil schon in sich trägt, und dieses fordert, als am Gegentheile, welches das Licht fordert, zu entwickeln haben, so zerfallen auch diese nach dem Ge-

gensatze, der ihnen zum Grunde liegt, in denselben Gegensatz. Sie werden theils dem Auge, theils dem Körper angehören, und ihre Verwandtschaft in dieser Spaltung dadurch bekunden, wenn sie sich drittens als beiden, dem Subjecte und Objecte zugleich angehörig, manifestiren.

Hiermit erhalten die Verse unseres Textes den näheren Bezug auf die Farbenlehre, nach welcher die Farben sich ebensowohl subjectiv, als objectiv manifestiren, aber auch als subjectiv und objectiv zugleich erscheinen. Hierauf beruht die Eintheilung der Farben in physiologische, oder subjective, augenhafte, in chemische, oder objective, gegenständliche, und in die physischen, welche in der Mitte zwischen beiden schweben, und sich mehr oder weniger einem oder dem andern Pole nähern.

## XXIX.

Hiernach offenbart sich auch im Auge, als im Mikrokosmos, derselbe Gegensatz, die Polarität des Lichts und der Finsterniß. Der Tag fordert die Nacht, die Nacht den Tag. Jedes hat das Andere an ihm selbst. Hiermit scheint sich auf einmal der Dualismus zu vermitteln. Die Erfahrung lehrt uns täglich, daß das Auge durch das Finstere gesammelt, zusammengezogen, durch das Helle hingegen entbunden und ausgedehnt werde. So lehrt schon Platon im Timäus *).

*) Einleitung zu öffentl. Vorles. über Göthe's Farbenlehre von Leop. v. Henning. 1822. S. 34.

Der Dichter führt uns hier in den Vorhof der physiologischen Farben; er berührt zugleich das Thema von den Forderungen, indem das Auge, wenn ihm ein Zustand gegeben ist, sofort den andern fordert.

Wir begnügen uns, zur Erläuterung auf einige abgerissene Stellen der Farbenlehre aufmerksam zu machen *).

„Wenn wir die Augen innerhalb eines ganz finstern „Raumes offen halten, so wird uns ein gewisser Man„gel empfindbar. Das Organ ist sich selbst überlassen, „es zieht sich in sich selbst zurück, ihm fehlt jene reizende „befriedigende Berührung, durch die es mit der äußeren „Welt verbunden und zum Ganzen wird."

„Wenden wir das Auge gegen eine stark beleuchtete „Fläche, so wird es geblendet, und für eine Zeitlang „unfähig, mäßig beleuchtete Gegenstände zu unter„scheiden."

„Wer aus der Tageshelle in einen dämmrigen Ort „übergeht, unterscheidet nichts in der ersten Zeit, nach „und nach stellen sich die Augen zur Empfänglichkeit wie„der her."

„Wer aus der Dämmrung ins nicht blendende Helle „kommt, bemerkt alle Gegenstände frischer und besser; „daher ein ausgeruhtes Auge durchaus für mäßige Erscheinungen empfänglicher ist."

„Das Schwarze, als Repräsentant der Finsterniß,

---

*) Vergleiche den Aufsatz über physiologische Farbenerscheinungen, insbesondere das phosphorische Augenlicht als Quelle derselben. Zur N. W. II, 20.

„läßt das Organ im Zustande der Ruhe, das Weiße, „als Stellvertreter des Lichts, versetzt es in Thätig= „keit.“

Wir nennen unsern Text einen Vorhof zu den physiologischen Farben, weil wir zur Zeit noch keine Farben, sondern nur Hell und Dunkel kennen. Aber wie Hell und Dunkel sogleich ihren Gegensatz fordern, wozu auch des schwarzen Pudels Feuerstrudel in Faust als Beleg dient, so fordern sich auch die Farben, und zwar so, daß im Satz und Gegensatz alle immer zugleich enthalten sind, daher die geforderten Farben zur näheren Bezeichnung und Erklärung komplementere genannt worden sind *). Ein Pol bedarf des andern zu seiner Erfüllung, er fordert ihn, und findet ihn an ihm selbst, denn es ist kein Moment ohne das andere.

Doch jetzt wissen wir erst so viel, daß Licht und Finsterniß sich gegenseitig fordern und ergänzen, und mithin als Komplemente anzusehen sind. Ohne Licht ist für das Auge keine Finsterniß, ohne Finsterniß kein Licht. Jedes erhält seinen Glanz, seine Bedeutung und Wesenheit von dem andern. Und doch können sie nicht so abstrakt wie sie sind sich miteinander vermischen. Diese Nothwendigkeit der den Gegensatz aus einander haltenden Polarität ist auch in folgenden Worten veranschaulicht.

Niederträchtigeres wird nicht gereicht,
Als wenn der Tag den Tag erzeugt.

---

*) Zur N. W. I, 259 flg.

Wenn diese Worte in sinnlich sittlicher Beziehung ein auf unnatürlich künstliche Weise die Nacht zur blendenden Tageshelle verkehrendes und hierdurch Nacht und Tag in gleichem Lichte unmittelbar an einander knüpfendes, das kosmische und tellurische Prinzip vermengendes Leben diätisch und moralisch zu züchtigen etwa bestimmt seyn sollten, so ist doch darum auf keinen Fall die unmittelbare physikalische Bedeutung der einfachen Worte zu verkennen, oder zu übersehen.

## XXX.

Wenn wir Licht und Finsterniß als immateriell ansprechen müssen, so wird dieser Gegensatz als Weiß und Schwarz körperlich und undurchsichtig. Aber auch in seiner Materialität bleibt der Gegensatz allgemein und abstrakt, mithin todt; es fehlt ihm noch immer das Konkrete, und mit diesem das Leben.

Wie die Farbe, als das Konkrete, das lebendige Bild des Lebens, ja das Leben selbst ist, so ist der abstracte Gegensatz in Schwarz und Weiß das Bild des Todes, denn er bezeichnet als diskret das Nichtseyn, Schwarz als das bloße Nichtseyn, Weiß als das bloße reine Seyn.

Wenn wir ferner Licht und Finsterniß aus ihrer Diskretion nicht befreien, nicht vermischen konnten, so finden wir, daß sich beides in seiner Verkörperung atomistisch vermischen läßt, aber durch diese Mengung ein schändliches Grau erzeugt. Auf diesem Wege kommen

wir also nicht zur Farbe, sondern nur zu häßlichem Grau.

Wenn der Gegensatz des Lichtes und der Finsterniß als Schwarz und Weiß gesetzt wird, so verändert er sich, er wird körperlich und undurchsichtig. Wir verweisen dießfalls auf den Brief des Malers Philipp Otto Runge in Göthe's Farbenlehre *), der sich um die Chroagenesie, wie Ferdinand Runge um die Genesis des Lichts und der Finsterniß, bemüht hat.

In unserem Texte wird dieser Gegensatz einmal, nehmlich in der ersten Zeile, in seiner Abstraction, und zweitens, nehmlich in der zweiten Zeile, in seiner Vermischung betrachtet.

Wenn Göthe den Farben und deren charakteristischen Verhältnissen auch eine sinnlich sittliche Wirkung beilegt, wenn er einen symbolischen, allegorischen und mystischen Gebrauch der Farben unterscheidet, wenn er namentlich den Purpur als den symbolischen Ausdruck der Majestät, das Grün als das allegorische Zeichen der Hoffnung, die Einigung des Rothen und Gelben auf der einen, des Gelben und Blauen auf der andern Seite mystisch als irdische und himmlische Ausgeburten der Elohim Beispielweise bezeichnet, so findet er hier in dem abstracten farblosen Gegensatz von Weiß und Schwarz das Sinnbild des Todes. Diese Bedeutung ist nicht bloß conventionell und allegorisch, wie sich in der äußerlichen Trauer um

*) Zur Farbenlehre. I, 339. flg.

Todte ausspricht, sondern auch symbolisch und nothwendig, ja mystisch, wie es die abstracte Natur dieses Gegensatzes mit sich bringt.

Der zweite Vers zeigt uns die Vereinigung des abgeleiteten Gegensatzes durch Mengung und deren Resultat, das Grau, welches als schmutzig, als schändlich ausgesprochen ist, weil seine Factoren undurchsichtig sind, mithin kein Glanz, kein Leben daraus hervorgehen kann. Grau ist daher ebenfalls wie Mutter und Vater das Sinnbild der Todestrauer: symbolisch könnte es das Niederträchtige bezeichnen.

Die Einheit der Gegensätze ist das Leben, welches in der Natur als Organismus erscheint, die Vermengung, die Neutralisation derselben ist der Tod, das niederträchtige Grau.

Hiermit haben wir die Mitte des abgeleiteten Gegensatzes gefunden, sie entsteht durch atomistische Mischung, durch körperliche Mengung. Aber noch fehlt uns die Mitte des Hellen und Dunkeln, selbst des Lichts und der Finsterniß, der Seele und des Leibes, die Mitte, die wir eben suchen, die Mitte, in welcher beide abstracte Gegenstände zur Einheit durchdrungen werden. Noch haben wir nichts weiter, als schmutziges Grau, welches unser Dichter wohl sonst auch als Newtonianisches Weiß oder als Newtonianische Leibwäsche charakterisirt, und mit der Farbe des Staubes oder des Straßenkothes bezeichnet.

Auch in seinen ersten Elementen bietet schon das Farbenreich die sinnvollsten Beziehungen auf die entlegen-

sten Gegenstände. In einer historischen Betrachtung wird unter andern Folgendes bemerkt.

§. 841.

„Gebildete Menschen haben einige Abneigung vor „Farben. Es kann diese theils aus Schwäche des Or„gans, theils aus Unsicherheit des Geschmacks geschehn, „die sich gern in das völlige Nichts flüchtet. Die Frauen „gehen nunmehr fast durchgängig weiß, und die Männer „schwarz."

Diese und andere Andeutungen könnten Veranlassung geben, bei dem vorliegenden Thema von Schwarz und Weiß über die Farben des Preußischen Staats nachzudenken. Wenn man in diesem Staate überall vor andern ein intellectuelles Streben, und eine das Besondere dem Allgemeinen unterwerfende Richtung, die beständige Tendenz nach Totalität, höchste geistige Ausbildung und Aufklärung als vorwaltend anerkennen muß, so finden wir in der That hierzu nichts passender als die Allgemeinheit von Schwarz und Weiß, welche alle konkrete Farben, als Einzelheiten, die nicht das Ganze ausdrücken, zunächst von sich weiset.

Man bindet auch die Bibel, so wie Gesangbücher, schwarz ein, denn sie haben es mit dem Tode zu thun, aber man giebt einen güldenen Schnitt, keinen weißen, denn aus dem Tode der Sünde quillt der Glanz des ewigen Lebens.

Das Weiß macht matt, das Schwarz schmutzig, so entsteht das undurchsichtige glanzlose Grau, die Esels-

Farbe, welche das verachtetste Hausthier zu kleiden bestimmt ist. Aber Grau entsteht auch aus der Mengung sämmtlicher Farben bis zur Sättigung, jedoch nur insofern als diese atomistisch zu mengen sind, mithin insofern als sie undurchsichtig sind. Somit werden folgende beide Paragraphen der Farbenlehre wenigstens zum Theil verständlich.

§. 556.

„Sämmtliche Farben zusammengemischt behalten ihren allgemeinen Charakter als *σκιαρόν*, und, da sie nicht mehr nebeneinander gesehen werden, wird keine Totalität, keine Harmonie empfunden, und so entsteht das Grau, das, wie die sichtbare Farbe, immer etwas dunkler als Weiß, und immer etwas heller als schwarz erscheint."

§. 556.

„Dieses Grau kann auf verschiedene Weise hervorgebracht werden. Einmal, wenn man aus Gelb und Blau ein Smaragd-Grün mischt, und alsdann so viel reines Roth hinzubringt, bis sich alle drei gleichsam neutralisirt haben. Ferner entsteht gleichfalls ein Grau, wenn man eine Scala der ursprünglichen und abgeleiteten Farben in einer gewissen Proportion zusammenstellt und nachher vermischt."

Summa: Wenn die Farben in ihrer irdischen Körperlichkeit sich nicht gegenseitig gelten lassen, sondern Freiheit und Gleichheit proklamiren, wenn sie aus Neid über den eigentlichen Vorzug einer jeden sich körperlich vermen-

gen und in einander fließen, so entsteht auch in diesem Reiche ein niederträchtiges Grau und träges Einerlei. Etwas anderes als diese körperliche Mischung ist wirkliche Durchdringung, aber so weit sind wir noch nicht.

Unser Text hat uns unvermerkt in den Vorhof der chemischen Farben eingeführt, wie vorhin in die Einleitung der physiologischen.

## XXXI.

Da Weiß und Schwarz undurchsichtig sind, so steht ihrer Verbindung mit den Körpern nichts entgegen, denn das Wesen der Körper besteht selbst in der Undurchsichtigkeit. Wollte sich aber das Licht als solches einem Körper vermählen, und diesen durchdringen, so müßte der Körper selbst völlig durchsichtig seyn. Es fragt sich nur, ob es einen solchen giebt; aber es liegt schon in den Begriffen selbst, daß das völlig Durchsichtige nur dem Raume, insofern wir ihn uns leer denken, zukommen kann, hingegen dem Wesen des Körpers, als Raumerfüllend, nothwendig widerstreben muß.

Wir stehen jetzt an der Schwelle einer neuen Entdeckung, wir nähern uns jener Mitte, die wir längst suchen, und in welcher sich Licht und Finsterniß verwirklichen sollen.

So viel hatten wir gefunden, daß Licht und Finsterniß ewig geschieden bleiben, daß sie selbst und unmittelbar sich nicht vermischen können, und daher nur eine Vermittlung durch ein Drittes geschehen könnte.

So viel hatte sich an Schwarz und Weiß ergeben, daß diese Vermittlung nicht durch einen undurchsichtigen, vollendeten Körper möglich ist, denn dieß wäre keine Vermittlung, sondern die unmittelbare Vereinigung des Lichts und der Finsterniß, indem die Materie als solche das Dunkel selbst ist. Wir fanden daher wohl die Mitte zwischen Schwarz und Weiß, das Grau, aber nicht das Medium zwischen Licht und Nacht.

Eben so wenig kann aber die Vermittlung in einem völlig durchsichtigen Körper möglich seyn, denn ein solcher Körper ist als Körper selbst nicht möglich: ein solcher Körper würde eben selbst pures Licht seyn, daher er so wenig Vermittlung bewirken kann, als ein völlig undurchsichtiger. Völlig undurchsichtig ist selbst der Aether nicht, denn es liegt in dem Wesen des Körpers real zu seyn, folglich Raum zu erfüllen, was aber den Raum erfüllt, ist wenigstens nicht völlig durchsichtig.

Das Medium also, wodurch das Licht zur Erscheinung kommen sollte, müßte weder ganz undurchsichtig, noch ganz durchsichtig seyn. Wir stellen es jetzt noch dahin, wie wir dieses Medium in der Erfahrung finden werden, aber so viel ist schon jetzt gegeben, daß das Licht in diesem Medium nicht ganz als es selbst, als sein unmittelbares Selbst erscheinen kann, da es nicht durchsichtig ist, und daß darin eben so wenig die Finsterniß ganz als diese selbst erscheinen wird, denn das Medium ist nicht undurchsichtig.

Es bleiben daher zwei Fragen übrig, nehmlich er-

stens, welches ist das Medium, das wir suchen? zweitens, als was erscheint Licht und Finsterniß in dieser Mitte?

## XXXII.

Wenn das Licht weder im Undurchsichtigen, ohne zu erstarren, noch im Durchsichtigen, ohne sich zu verflüchtigen, einen wirklichen Haltpunkt gewinnen kann, in jenem, als seinem Gegentheil, es selbst zu seyn aufhört, in diesem, als seinem Gleichen, nur es selbst bleibt, mithin nicht zur Erscheinung kommen kann, wenn es gleichwohl um sich zu manifestiren, eines Organs, eines körperlichen Mediums bedarf, so hat das Auge, als der Mikrokosmos des Lichts, mit seiner ganzen Wesenheit an das Dritte sich zu halten, welches allein noch übrig bleibt. Und dieses dritte ist das, was weder völlig undurchsichtig, noch ganz durchsichtig ist, mithin das Durchscheinende; weder völlig hell, noch völlig dunkel, mithin das Helldunkel. Es ist die Mitte zwischen Licht und Finsterniß, oder das Trübe; es ist das Werdende, die Brücke zwischen dem Auge und der Körperwelt.

Das Trübe oder Durchscheinende, welches wir als das Medium zwischen dem Lichten und Finstern gefunden haben, ist so wichtig, daß wir bei dieser Entdeckung einen Augenblick verweilen müssen *). Das Trübe ist das Urphänomen der Materie, ja schon selbst die zarteste Ma-

*) Zur Farbenlehre I, 56 flg. Zur N. W. I, 311.

terie, „die erste Lamelle der Körperlichkeit." Die Trübe ist die Offenbarung des Lichts und der Finsterniß. Licht und Finstres bleiben zwar nach wie vor geschieden, ja sie sind eben durch die Trübe, als die erste Materie, als den Keim der Körperwelt, getrennt, aber sie sind auch durch eben dieses Medium zur Erscheinung gerufen, denn eben durch dieses elementare Phänomen ist es vermittelt, daß das Auge Licht und Finsterniß sieht; wir werden auch noch erfahren, wie beides erscheint, und vom Auge gesehn, empfunden wird. In der Trübe sind Licht und Finsterniß nicht mehr abstrakt sie selbst.

Die Trübe erscheint aber selbst auf dreifache Weise, entweder als luft- und gasartig, oder als flüssig, oder als fest.

Die vollendete Trübe ist das Weiße, die gleichgültigste, hellste, erste undurchsichtige Raumerfüllung. Weil im Weiß die Trübung vollendet ist, so hört sie auf, das Weiß ist nicht mehr trübe, denn es ist undurchsichtig. Die Erfahrung bewährt dieß überall; wir erinnern nur an die Milch, oder an das Milchglas.

Die Grade der Trübung sind unendlich, indem es mehr oder weniger durchscheinend ist. „Das Durchsichtige selbst, empirisch betrachtet, ist schon der erste Grad des Trüben. Die ferneren Grade bis znm undurchsichtigen Weiß sind unendlich."

Wir können daher behaupten, daß es aus dem Dnrchsichtigen stammt, und nach dem Undurchsichtigen vorschreitet.

Im Trüben ist das treuste Bild des Werdens, als des zwischen Nichtseyn und Seyn Schwebenden, gegeben.

Wir haben uns bei diesen Erklärungen über das Trübe zum großen Theile der eigenen Worte des Dichters bedient, und es ist, um des Zusammenhanges willen, nur noch Folgendes hinzuzusetzen.

Was bei Schwarz und Weiß die Mengung ist, das ist bei Licht und Finsterniß die Trübe. Wenn dort atomistische Mischung Grau erzeugt, so fragt es sich, was bei Hell und Dunkel die dynamische Verbindung durch das Medium des Trüben erzeugen wird. Dieß war die zweite Frage, die uns übrig blieb, und worauf wir in den folgenden Versen Antwort erhalten.

Wollten wir nun das Trübe auch noch in seiner „sinnlich-sittlichen" Bedeutung verfolgen, so hätten wir uns eben daran zu halten, daß es uns zwar das Licht offenbart, aber nicht wie es ist, sondern wie es wird, nicht abstrakt, sondern konkret. In dieser Bedeutung ergreift es Schubarth, um darin die äußerste Gränze zu finden, zu der sich der Menschengeist erheben kann *). Hierbei müssen wir jedoch erinnern, daß das Trübe an sich nicht als eine mangelhafte, sondern als die einzig mögliche und nothwendige Weise der Offenbarung, als die Geburtsstätte der Farben, anzusehen ist, daher das Mangelhafte nicht in dem Trüben, sondern nur im Subjecte, oder im Auge liegen möchte, welches jedoch nach

*) Schubarth zur Beurtheilung Göthe's I, 239.

seiner gesunden Verfassung mit einer Farbe auch die anderen, und hiermit das gesammte Licht konkret an ihm hat.

In diesem Sinne schreiben wir nach, was Prometheus in dem Festspiele „Pandora“ beim Sonnenaufgange sagt:

Nun aber Eos, unaufhaltsam strebt sie an,
Sprungweise, mädchenartig, streut aus voller Hand
Purpurne Blumen! Wie an jedem Wolkensaum
Sich reich entfaltend sie blühen! wechseln mannichfach!
So tritt sie lieblich hervor, erfreulich, immerfort;
Gewöhnet Erdgeborner schwaches Auge sanft,
Daß nicht vor Helios Pfeil erblinde mein Geschlecht,
Bestimmt Erleuchtetes zu sehen, nicht das Licht! *)

## XXXIII.

Mittelst dieses trüben und durchscheinenden Mediums sehen wir Licht und Finsterniß, somit die ganze Welt, und zwar als Farbe in den verschiedenartigsten Erscheinungsweisen. Die Farbe ist die Weise, wodurch die sichtbare Welt für uns ist, und in ihren Theilen auseinander tritt: sie ist die konkrete Wahrheit beider Pole, die Wirklichkeit, welche an dem Lichte ihre Seele, an dem davon durchdrungenen Dunkel ihren Leib hat, und der Leib ist mit der Seele um so mehr eins, je mehr er durchdrungen ist.

*) Göthe's Werke St. u. T. XI, 366.

Wir erfahren nun auch ohne Schwierigkeit, in welchen Farben Licht und Dunkel, durch die Trübe gesehen, dem Auge sich darstellen, oder vielmehr, welche Farben das Licht, welche Farben das Dunkel zeigt, wenn eins oder das andere durch Trübe gesehen wird.

Siehst du das Licht durch das höchst verdichtete Trübe, den Aufgang oder den Niedergang der Sonne durch ihren getrübten Dunst- und Nebel-Kreis, so erscheint dir das Licht als Purpurroth in aller Herrlichkeit seines Glanzes. Das Licht wird um so herrlicher, je dichter und voller der Inhalt ist, den es überwindet, durchdringet, sättiget und in sich aufnimmt.

Wenn uns Licht und Finsterniß erscheint, so erscheint beides nicht selbst, sondern in der Vereinigung beider Factoren als Farbe. Dieß ist das Allgemeine unseres Textes. Als Purpurroth erscheint das Licht, wenn es durch verdichtete Trübe gesehen wird. Dieß ist das Spezielle des Textes.

Wenn wir auf jenes, auf die Farbe im Allgemeinen zurücksehen, so finden wir, daß die Farbenlehre einer schulgerechten Definition der Farbe auszuweichen bemüht ist, so wie sie die Begriffsbestimmung des Lichts in abstracto geradezu von sich weiset.

Indessen finden sich doch die nöthigen Bezeichnungen zur Erklärung der Farben. „Farben sind Thaten des Lichts, Thaten und Leiden.“

„Farbe ist die gesetzmäßige Natur in Bezug auf den Sinn des Auges.“

Die Thätigkeit des Lichts bekundet sich in der Farbe durch das Helle, welches sich mehr oder weniger in jeder Farbenerscheinung bethätigt; das Leidendliche hingegen durch das Dunkle oder Schattenhafte, welches ebenfalls jeder Farbe mehr oder weniger beiwohnt. Dieses Letztere stammt aus dem Finsteren, und darum sind die Leiden des Lichts Thaten der Finsterniß, die Thaten der Finsterniß Leiden des Lichts.

„Die Farbe ist ein elementares Naturphänomen für den Sinn des Auges, das sich, wie die übrigen alle, durch Trennung und Gegensatz, durch Mischung und Vereinigung, durch Erhöhung und Neutralisation, durch Mittheilung und Vertheilung und so weiter manifestirt, und unter diesen allgemeinen Naturformeln am besten angeschaut und begriffen werden kann.“

„Die ganze Natur offenbart sich durch die Farbe dem Sinne des Auges. Nunmehr behaupten wir, wenn es auch einigermaßen sonderbar klingen mag, daß das Auge keine Form sehe, indem Hell, Dunkel und Farbe zusammen allein das ausmachen, was den Gegenstand vom Gegenstande, die Theile des Gegenstandes von einander, fürs Auge unterscheidet. Und so erbauen wir aus diesen dreien die sichtbare Welt.“

Der Haupteintheilung der Farben ist schon oben Erwähnung geschehen; zu den physiologischen und chemischen haben die früheren Verse wenigstens Einleitungsweise Andeutungen erhalten. Aber jetzt werden wir in die physischen eingeführt, welche ebenfalls durch die

Trübe entstehen. Unter den physischen Farben nehmen die dioptrischen, unter diesen die atmosphärischen als dioptrische Farben der ersten Classe, und zwar als die natürlichsten, die erste Stelle ein. Bei diesen bleibt der Dichter stehen, an diesen werden die allgemeinen Prinzipien der Farbenlehre entwickelt, und in jeder dieser Erscheinungen wird das Trübe eine wichtige Rolle spielen.

Wenn die Frage entsteht, warum der Dichter grade die physischen Farben zur Entwicklung und Veranschaulichung seiner Theorie wählt, so ist die nächste Antwort in ihrer einfachen und glänzenden Schönheit zu finden. Die Einfachheit und Unabhängigkeit von allen subjectiven und objectiven Umständen nähert sie dem Urphänomen; und hierin liegt die letzte Antwort auf unsere Frage. Hegels subj. Logik. S. 339. G. Zur N. W. I, 292.

Wenn wir nun der folgenden Entwicklung nicht vorgreifen wollen, so müssen wir uns hier einer übersichtlichen Zusammenstellung der atmosphärischen Farben-Erscheinungen durchaus enthalten.

Was aber das Purpurroth insbesondere betrifft, so wird darunter hier das reine, in der Mitte stehende Roth in seiner höchsten Würde verstanden *), während der Purpur der Alten sich mehr nach der blauen Seite hinzog **).

Daß übrigens zur Darstellung des Lichts im höch-

*) Zur Farbenlehre I. §. 612. 703.
**) Ebendaselbst §. 792.

sten Rothe eine besondere Verdichtung des davor liegenden Trüben erfordert wird, beweiset nicht bloß die Morgen- und Abendröthe, indem sich die Atmosphäre am Abend mit Dünsten mehr anfüllt, und am Morgen so lange damit erfüllt ist, bis sie von der Sonne bewältigt werden, sondern auch die Sonne im Heerrauch gesehen, wo sie rubinroth erscheint.

## XXXIV.

Sobald der höchste Grad der Trübe sich einigermaßen verdünnt, und die Dünste sich einigermaßen zerstreuen, so wird das Hochroth der Purpurfarbe in Feuerfarbe, in Glühroth verwandelt, welches sich mehr und mehr dem Gelben nähert.

So erscheint das Sonnenlicht durch einen mittlern Grad der Trübe gesehen.

Wie die Grade des Trüben unendlich sind, so auch die Schattirungen und Uebergänge der Farben, von Purpur zu Roth, von Roth zu Gelb. Denn die Farben entstehen ja aus dem Trüben, sie sind daher selbst mehr oder weniger trübe: ihr allgemeiner Charakter ist das σκιερόν.

## XXXV.

Je mehr nun die Trübe sich verdünnt, je durchscheinender und reiner die Atmosphäre wird, um so mehr geht das Roth durch alle Grade in das Gelb über, bis

es endlich auch alle Grade des Gelben durchläuft und somit zum hellsten Gelb erblaßt.

So erscheint das Sonnenlicht durch eine fast helle Atmosphäre gesehen, d. h. durch eine nicht völlig aufgehobene, aber dennoch dem Durchsichtigen genäherte Trübe angesehen, als das hellste, blasseste Gelb. Je weiter die Sonne heraufkommt, je mehr sie die Dünste zerstreut, desto heller und hellgelber wird der Schein.

## XXXVI.

Wird endlich die Atmosphäre so rein und durchscheinend, daß das Durchscheinende empirisch, nehmlich für das körperliche Auge, als durchsichtig angesehen werden kann, so erscheint das Licht in seiner ursprünglichen Weise, nehmlich farblos. Das Farblose bezeichnen wir als weiß, weil Weiß im Undurchsichtigen dasselbe ist, was das Helle im Durchsichtigen darstellt. Beides ist in seiner unvermischten Weise farblos, das Weiß ohne Schwarz, das Licht ohne Finsteres.

So erscheint die Sonne, wenn sie bei völlig heiterm, wolkenreinem, dunst- und nebelfreiem Himmel über uns steht; und hier erscheint das Licht, wie es ist, das heißt, wie es körperlich ist und seyn kann.

Bei diesem Texte drängen sich dem aufmerksamen Beobachter Fragen an Fragen, Bedenken an Bedenken auf.

1) Wenn kein Körper als völlig durchsichtig angesehen werden kann, wenn alles, was der Raum erfüllt,

mehr oder weniger trübe und durchscheinend, oder ganz undurchsichtig seyn muß, mithin auch der Aether als seyend von dem leeren Raume durch Raumerfüllung sich unterscheidet, so fragt es sich, wie von einem völlig reinen, mithin durchsichtigen Aether, durch welchen das Licht ungetrübt in seiner ursprünglichen Weise erscheint, die Rede seyn könne?

2) Wenn die Trübe das einzige Mittel ist, wodurch sich das Licht und zwar als Farbe offenbart, so fragt es sich, wie es sich gleichwohl ohne diese Trübe im Durchsichtigen offenbaren könne?

3) Wenn Weiß undurchsichtig ist, als die vollendete Trübe, so fragt es sich, wie dieses Prädikat der Sonne, als dem Lichte selbst, zukommen kann?

4) Endlich fragen wir die Erfahrung, ob die Sonne wirklich ganz weiß erscheint?

Die erste dieser Fragen ist schon beantwortet. Was im höchsten Grade durchscheinend ist, das ist wenigstens empirisch, für das leibliche Auge, durchsichtig. Weil es aber immer noch ein Trübes bleibt, wenn auch möglichst gereinigt, so dient es noch immer zur Offenbarung des Lichts, und zwar in derjenigen Weise desselben, welche wir als die ursprüngliche, mithin abstracte Lichterscheinung ansprechen müssen, da sie möglichst wenig getrübt ist. Erscheinung bleibt aber das Licht immer noch, weil es immer einigermaßen getrübt erscheint. Womit die zweite Frage beantwortet ist. Das Licht offenbart sich nie ohne Trübe, eben diese Trübe kann in ihrer möglichsten Ver=

dünnung als Null, und das Licht in dieser Rücksicht als das ursprüngliche, noch abstracte gelten.

Erscheint es uns nnn als weiß, so ist damit nicht bloß die empirische Farblosigkeit dieser Erscheinung, sondern auch die Materialität der Sonne ausgedrückt, an welcher es erscheint. Denn Weiß ist das Licht, materiell gesetzt; es erscheint dadurch, daß es am Schwarzen, als dem Repräsentanten der Finsterniß, seinen Gegensatz findet. Womit die dritte Frage beantwortet wird: die Sonne ist selbst materielles Licht.

Was endlich die vierte an die unmittelbare Erfahrung des Auges gerichtete Frage betrifft, so erscheint dem Auge in der gegebenen Voraussetzung die Sonnenscheibe selbst, empirisch, allerdings weiß.

Aber wir entdecken zugleich an den Enden dieser Scheibe einen gelben Rand, und diese Entdeckung führt uns auf die dioptrischen Erscheinungen der zweiten Klasse, nehmlich auf die Farben, welche durch Refraction entstehen, wenn das Licht durch einen durchsichtigen Körper gesehen wird. Hier ist es eben die Refraction, welche das vor dem Lichte liegende Medium trübt, und daher statt Weiß am Rande Gelb erzeugt.

Wie eine weiße Scheibe auf dunkelm Grunde, durch ein convexes, mithin verkleinerndes, Glas gesehen, den Rand der Scheibe um so viel als sie verkleinert wird gelb darstellt, so muß die Sonnenscheibe durch die Entfernung gesehen und durch die Entfernung verkleinert nach ihren Rändern immer gelber erscheinen.

Allein unser Text berührt diese Erscheinungen nur stillschweigend, daher es auch zur Erklärung nur dieser Andeutnng und Hinweisung bedarf.

Sehen wir jetzt auf die bis hierher betrachteten Farbenerscheinungen, so finden wir zwei Farben erklärt, nehmlich Roth und Gelb, jedes in seinen verschiedenen Graden, Roth bis zum Gelben, Gelb bis zum Weißen sich herüberziehend.

Roth und Gelb entsteht aber, wenn Licht durch mehr oder minder trübe Zwischenmittel gesehen wird.

## XXXVII.

Wie das Licht, durch Trübe gesehen, roth und gelb erscheint, so erscheint die Finsterniß, durch Trübe gesehen, wenn die Sonne auf die Trübe scheint, blau.

Diese Erfahrung machen wir täglich am Firmamente. Die Finsterniß des unendlichen Raums erscheint uns am Tage nicht schwarz, sondern blau, weil wir sie durch den vom Tageslichte erleuchteten Dunstkreis der Atmosphäre sehen.

## XXXVIII.

Das Blau wird um so dunkler, je heller die Trübe ist, um so heller und bleicher, je dunkler die Trübe wird.

In den Thälern verbleicht es bis an das Weiße heran, weil hier die dazwischen liegenden Dünste die Trübe vermehren. Auf Bergen hingegen, wo die Luft reiner und dunstfreier wird, vertieft sich das Himmelblau bis

zum Dunkelblau, bis zur Fülle und Pracht des Königs-blau, welches sich dem Purpur nähert, und wie dieser von der Herrlichkeit seiner Würde den Namen erhält. Je näher dem Himmel, um so tiefer ist das Blau, je weiter vom Himmel, um so lichter und bleicher wird das Blau, in welchem uns die Finsterniß bei Tage erscheint.

## XXXIX.

Daß aber der unendliche Raum ursprünglich finster ist, das kannst du zur Nachtzeit erkennen; denn sobald die zwischen dem Auge und der Finsterniß schwebende Trübe nicht mehr vom Tageslichte beleuchtet ist, erscheint die Nacht und zwar sammetschwarz. Schwarz ist der irdische Ausdruck des Finstern.

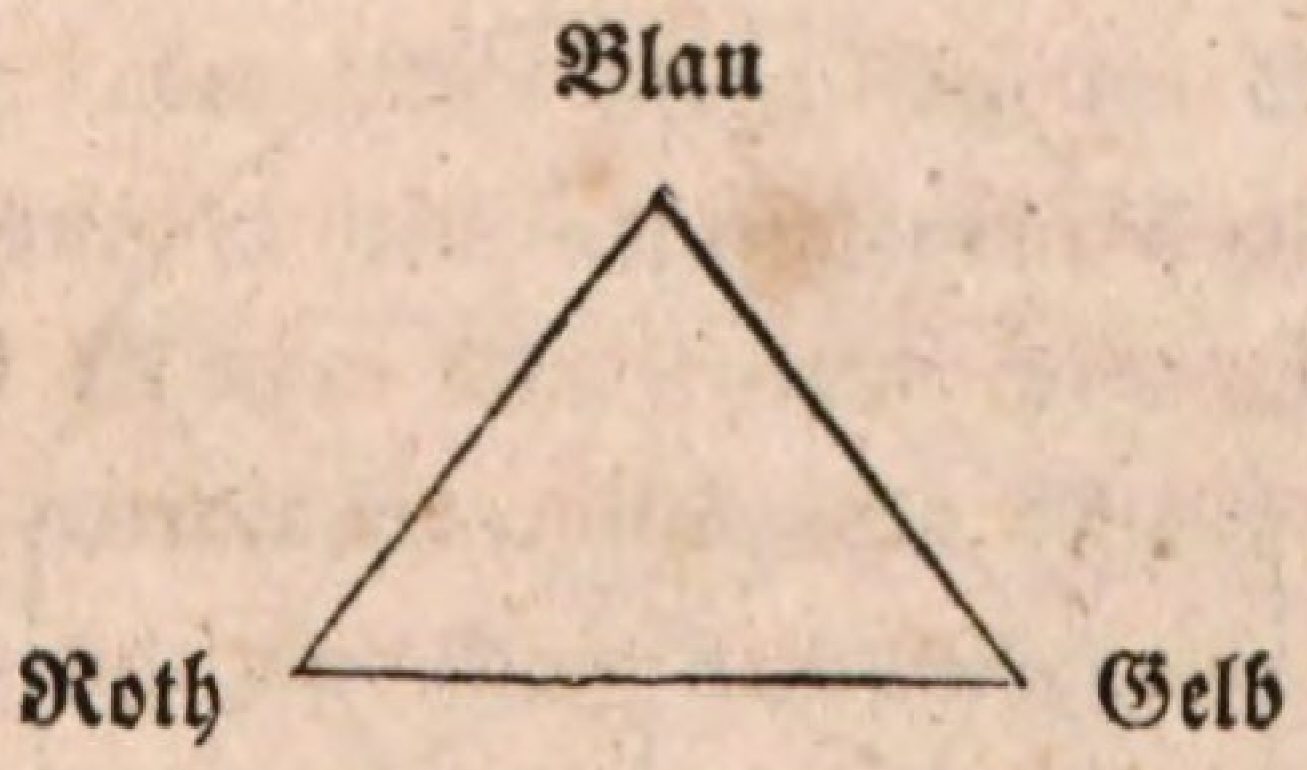
Die Finsterniß selbst kann nicht gesehen werden, aber durch die Trübe wird sie gesehen, und zwar, wenn das Licht auf die Trübe scheint, blau, ohne aufscheinendes Licht schwarz. Schwarz ist also nicht die Finsterniß selbst, sondern Finsterniß durch Trübe vermittelt; ohne diese Vermittlung ist das Dunkel gar nicht zu sehen. Dieses Schwarz bezeichnen wir als sammetschwarz um seinen Glanz zu bezeichnen, den es durch die Vermittlung in der Trübe physisch, durch die Vermittlung im Auge physiologisch erhält.

Es sind nunmehr alle drei Hauptfarben erklärt, Roth, Gelb, Blau. Weiß ist nur das feinste Gelb, Schwarz das dickste Blau. Aber nun dürfen wir nicht vergessen, daß diese Farben, so wie sie aus der Polarität

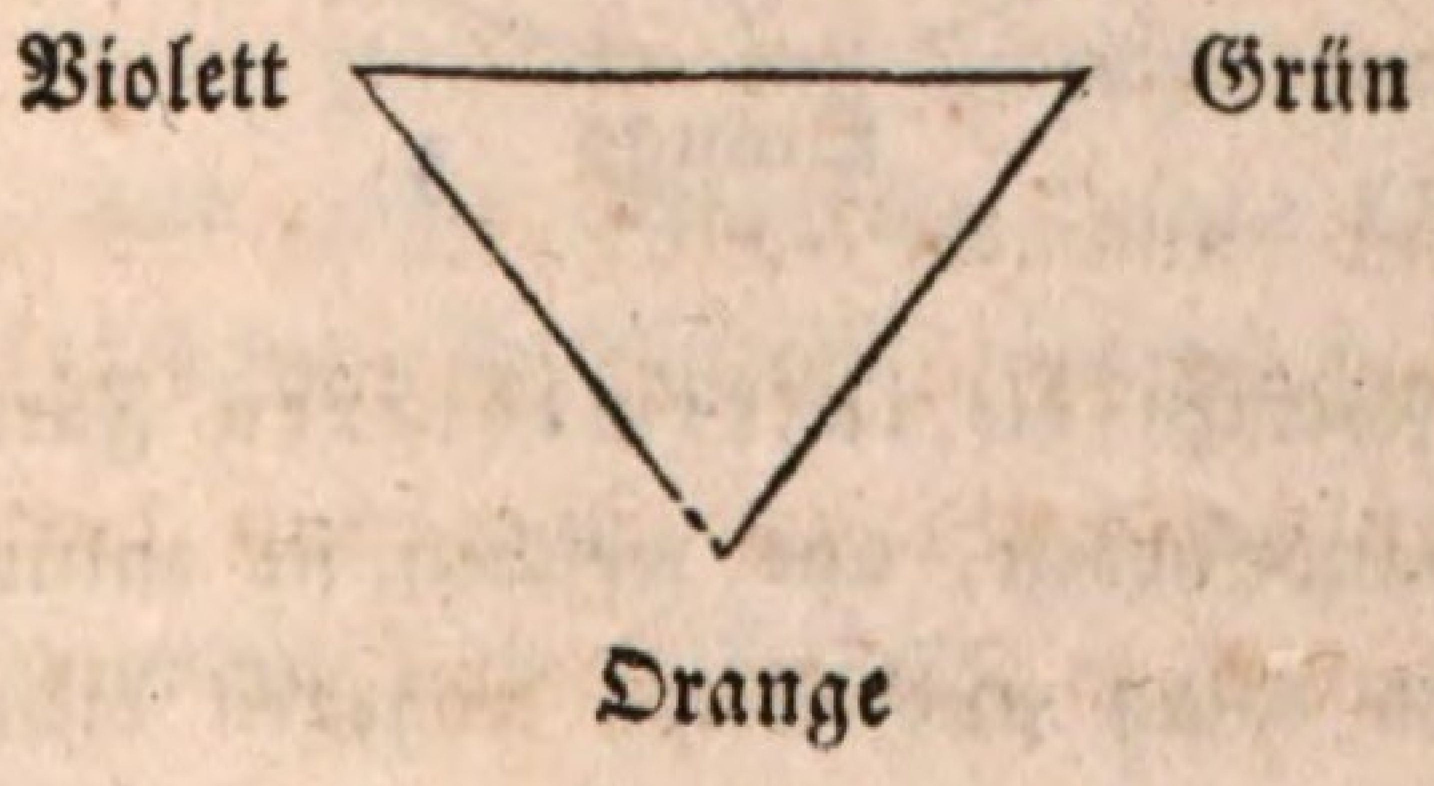
des Lichtes und der Finsterniß ihren Ursprung haben, und durch die Trübe zur Erscheinung kommen, diese polare Natur auch an sich selbst erhalten, daher jede Farbe um sich zu ergänzen ihren Gegenpol fordert, und mit diesem zusammengenommen die Totalität der Farbenwelt darstellt, dem Auge Befriedigung gewährt und Harmonie verschafft.

Diese geforderten Farben heißen secundär oder abgeleitet, in Beziehung auf die Hauptfarben, von welchen sie gefordert werden, intermediär und gemischt, weil sie immer zwischen zwei Hauptfarben erscheinen, und aus diesen durch Mischung hervorgehen, complementär, weil sie den Cyklus der Hauptfarben ergänzen und die Totalität der ganzen Farbenleiter darstellen.

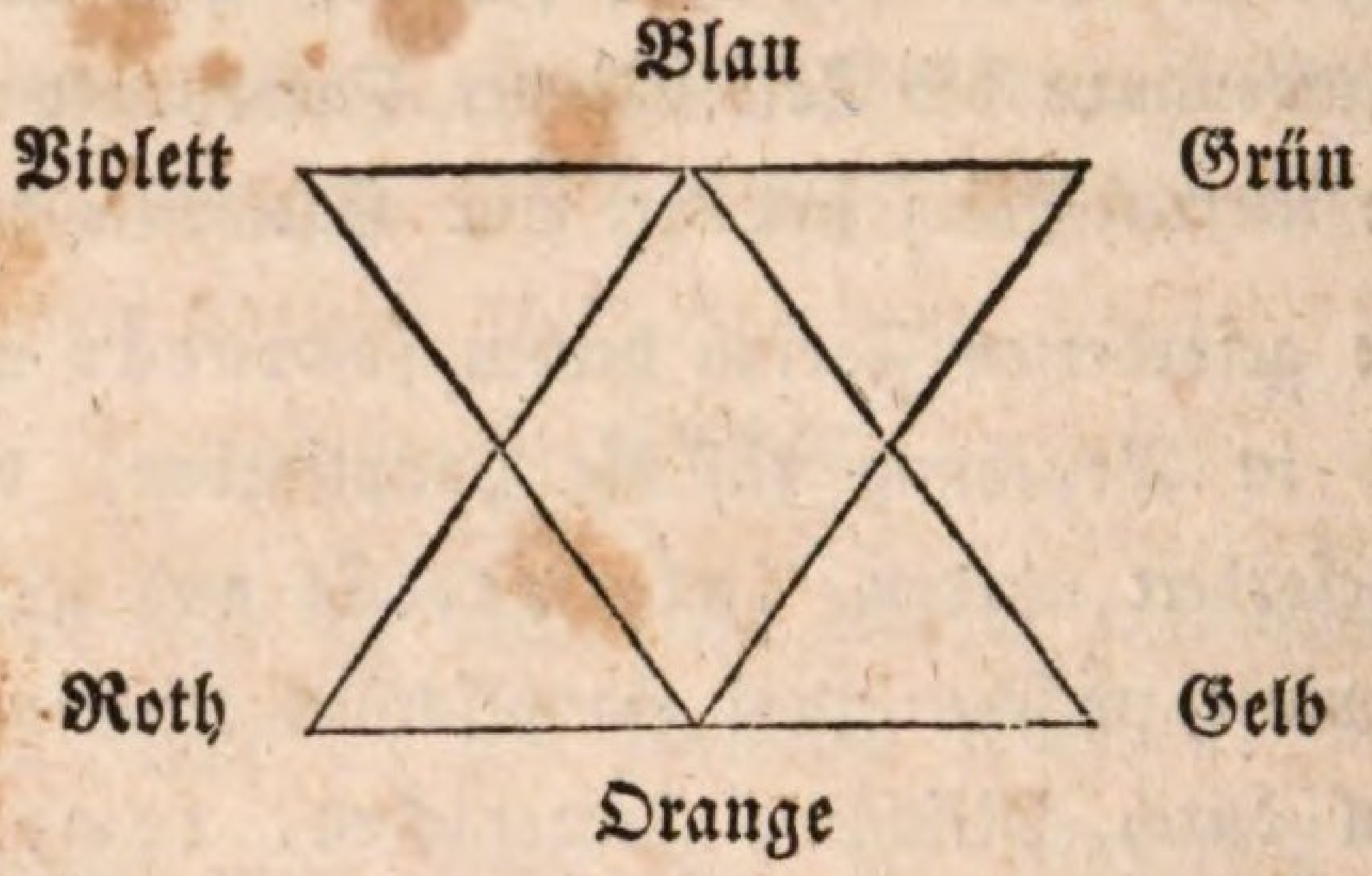
Wenn wir die Dreiheit der Hauptfarben in einem Dreieck ausdrücken wollten,



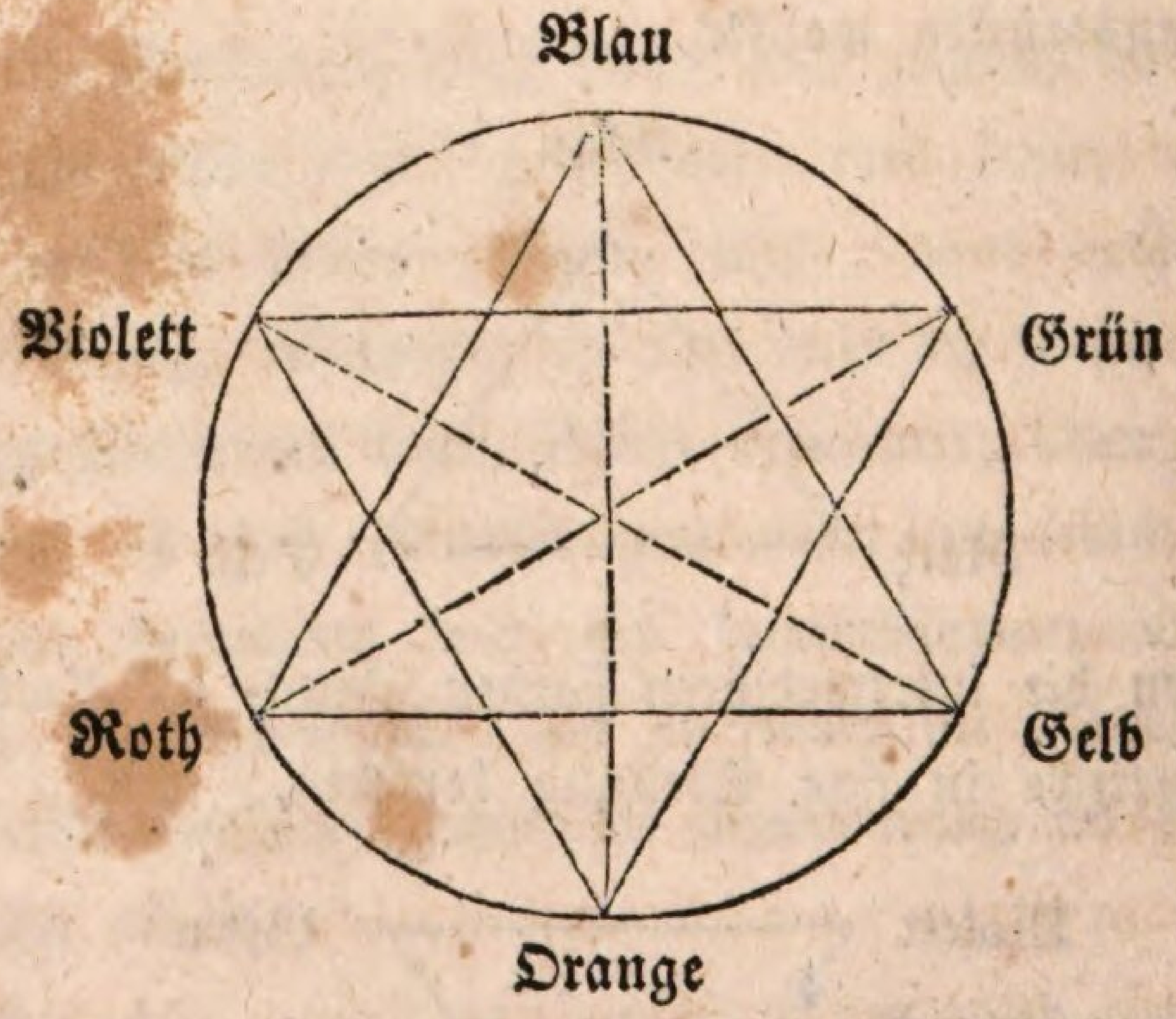

so würden die intermediären Farben, durch die Umkehrung dieses Dreiecks in ihre Stellung kommen,



daher es nur der Zusammenschiebung dieser Dreiecke bedürfte, um das Verhältniß der ursprünglichen und intermediären Farben anschaulich zu machen




welches sich noch besser durch Verschiebung der Dreiecke und zwar in der Form des Kreises ausdrückt




Hier erscheinen die intermediären Farben zwischen denjenigen Hauptfarben, aus welchen sie entstehen, z. B. Grün zwischen Blau und Gelb, wogegen diejenigen, die

sich gegenseitig fordern, einander gegenüber stehen, z. B. Blau fordert Orange.

Denken wir uns diesen Kreis in Bewegung, so zeigt sich das Farbenreich in allen seinen unendlichen Abstufungen, wobei nur zu bemerken ist, daß zu zwei Hauptfarben nicht die dritte kommen darf, ohne die kombinirte zu beschmutzen und zuletzt ins Grau überzuführen, so wie zu keiner intermediären Farbe eine andere intermediäre kommen kann, ohne dasselbe zu bewirken, weil jede intermediäre Farbe von zwei Hauptfarben etwas hat.

Was nun die abgeleiteten gemischten Farben insbesondere betrifft, so haben wir diese als atmosphärische Farben mit Ausnahme des Grün bereits schon am Himmel gesehen, das Licht als Purpur, als Feuerroth (orange), und als Gelb — dieß bildet die Hälfte des Kreises — die Finsterniß als Tiefröthlichblau (violett), und als Reinblau; aber dieses verlor sich in Weißblau statt durch Hinneigung zu dem angränzenden Gelben ins Grün überzugehen. Mithin fehlt unter den atmosphärischen Farben eine intermediäre, nehmlich Grün. Und, wenn das Grün dennoch am Himmel erscheint, so ist es darum noch keine atmosphärische Farbe, es ist nicht sowohl der Ausdruck des Finstern durch die Trübe, als vielmehr die Mischung der Farben am Himmel selbst. Ueberhaupt scheint das Grün zunächst auf atomistischem Wege zu entstehen *), und zwar Reingrün, wenn sich Gelb und Blau in gleichem Verhältnisse vereinigen. Wie sich

*) Zur Farbenlehre I, §. 358. 359.

diese im Grün neutralisiren, so differenziirt das Grün auch sich wieder in Gelb und Blau, ja es ruft seine Gegenfarbe, Roth hervor, so wie Gelb Violett, und Blau Orange, womit der Farbencyclus beschlossen ist. Heimisch ist hiernach das Grüne zunächst auf der Erde: Grün ist die irdische Farbe, woran sich wiederum der atomistische Ursprung zu bestätigen scheint. Am allgemeinsten zeigt es sich in der Pflanzenwelt: aber auch hier bringt die Pflanze ihr Selbst zum Opfer, sie vollbringt ihre Entäußerung, indem sie ihr Licht in der Blüthe ausgebiert, in welcher die neutrale grüne Farbe des Blattes zu einer spezifischen Trübung bestimmt, oder auch das Licht rein vom Dunkeln, als weiße Farbe producirt wird *).

Das Grün ist in dieser Beziehung dieselbe Neutralität, wie das Wasser unter den Elementen, und so gewinnt es seinen tiefsten Sinn, wenn sie die Wasserfarbe, Roth die Feuerfarbe, Blau die Luftfarbe genannt wird, wogegen die gelbe Farbe nur als eine Modifikation der Feuerfarbe genannt werden kann, und der undurchsichtigen Erde nur das Schwarz, wie dem Lichte das Weiß übrig bleibt.

Feuer und Luft, Roth und Blau, Gelb, Orange und Violett gehören dem Himmel an; aber dem Himmel fehlt auch etwas, das er in der Erde zu seiner Erfüllung findet. Dieß ist die grüne Farbe der Erde, welche im Wasser zwischen Himmel und Erde vermittelt wird.

*) Hegels Enzyklopädie der phil. Wiss. §. 270. 271.

Um das Grün auch in anderer Beziehung zu verfolgen, erinnern wir an die Mettonischen Glasbecher, an welchen sich überhaupt der Prozeß der Chroagenesie in seiner ursprünglichen Einfachheit wiederholt.

„In Karlsbad hat der Glasarbeiter Mettoni den „guten Gedanken gehabt, auf einem Glasbecher eine ge„ringelte Schlange mit einem trüben Schmelz zu über„ziehen, welcher bei durchscheinendem Lichte, oder auf „einem weißen Grund gehalten, hochgelb, bei aufschei„nendem Lichte und dunklem Grunde aber das schönste „Blau sehen läßt. Man kann sogar durch eine geringe „Bewegung, indem man das Gelbe zu beschatten, und „das Blaue zu erhellen weiß, Grün und Violett hervor„bringen.“ *)

Was hiernächst die Farbenforderungen betrifft, so könnte es für den ersten Augenblick auffallen, wie Purpur Grün, Gelb Violett, Blau Orange hervorrufen, mithin jede Hauptfarbe grade diejenige intermediäre, die nichts mit ihr gemein hat, jede intermediäre diejenige Hauptfarbe, welche ihr fehlt, erheischen könne. Hier verweisen wir nun zunächst auf das Auge, und auf die Erfahrung **). Statt vieler Beispiele beziehen wir uns nur auf die Purpurfarbe des bewegten Meeres. „Der beleuchtete Theil der Wellen erscheint grün in seiner eigenen Farbe, und der beschattete in der entgegengesetzten

*) Zur N. W. I, 267. 268.

**) Zur Farbenlehre I, §. 49—61. Zur N. W. I, 247—262.

purpurnen." Die letztere ist die Scheinfarbe, welche das Auge fordert. In gleicher Weise sehen wir Faust's schwarzen Pudel dem Lichtschein eines feurigen Schweifes folgen.

Aber es ist nicht genug, daß wir diese Forderung äußerlich aufnehmen, wir müssen sie auch innerlich erfahren, verstehen, erklären, die Nothwendigkeit einsehen lernen. Hier zeigt sich nun, daß jede Farbe die fordert, welche ihr fehlt, um den ganzen Farbenkreis in sich zu haben, also jede Hauptfarbe keine andere Hauptfarbe, sondern diejenige abgeleitete, gemischte Farbe fordert, in welcher die andern beiden Farben enthalten sind. So fordert Roth Grün, als die Indifferenz des Gelb und Blau, Grün weder Gelb noch Blau, denn dieses hat es schon, sondern Roth, Gelb nichts als Violett, worin Roth und Blau ist, Blau weder Violett noch Grün, denn in beiden ist schon Blau, weder Roth noch Gelb, denn in keinem wäre das andere, es bliebe ein Mangel, folglich Orange, worin beide dem Blau fehlende Farben vereinigt sind. Und so zeigt sich die Polarität sowohl in der Forderung des Gegensatzes, — indem sich das Ungleiche sucht — als auch in dem entfernten Grunde, neben der Wirkung, indem sich das Getrennte sucht, als zu einander gehörig, und sich vereinigt, um zu Totalität und Harmonie, zur Befriedigung zu gelangen. Hiermit ist es denn auch erklärt, wie zwei complementäre Farben den ganzen Farbenkreis in sich schließen, denn sie enthalten alle drei Hauptfarben.

Die Wahrheit dieser Erfahrung, das allgemeine Resultat des Farbencomplements ist dieses, daß Alles, was ist, sein Gegentheil, seine andere Seite zu seiner Erfüllung an ihm selbst hat. Wen überkommt nicht oft unwillkührlich mitten im tiefsten Ernste, in wirklicher Betrübniß, in beugender Andacht, ein leises oder helleres Lächeln, ein Witz oder Spaß, oder umgekehrt mitten in der heitersten Freude ein Gegenstück, eine Nachtseite, die wie ein Gespenst in der Nacht den Tag zur Nacht macht!

Nach Göthe's Berichten verwünschte Schiller vielmals diese ihm mitgetheilte Ansicht, weil er dasjenige überall erblickte, wovon ihm die Nothwendigkeit bekannt geworden *).

Wie Göthe seinem unersetzlichen Schiller die Prinzipien der Farbenlehre mitgetheilt, und dieser mit der großen Natürlichkeit seines Genies die Hauptpunkte, worauf es ankam, ergriffen und in sich aufgenommen habe **), davon zeugt das Räthsel, welches mehr als ein anderes diesen Namen in Anspruch nimmt, da zu der Zeit, als es Turandod aufgab, diese Chroagenesie selbst noch im Räthsel verschlossen lag, und die Theorie Newtons, welche alle Geister befangen hielt, die Lösung auf das höchste erschwerte.

Göthe hat es seiner Farbenlehre einverleibt ***), und so mag es auch hier zur Wiederholung wiedererscheinen.

---

*) Zur N. W. I, 259.

**) Zur Farbenlehre II, 691.

***) Zur Farbenlehre II, 694. Schillers Werke IX, 1, 156.

Wir stammen unser sechs Geschwister
Von einem wundersamen Paar,
Die Mutter ewig ernst und düster,
Der Vater fröhlich immerdar;

Von beiden erbten wir die Tugend,
Von ihr die Milde, von ihm den Glanz:
So drehen wir uns in ewiger Jugend
Um Dich herum im Zirkeltanz.

Gern meiden wir die schwarzen Höhlen
Und lieben uns den heitern Tag,
Wir sind es, die die Welt beseelen
Mit unsers Lebens Zauberschlag.

Wir sind des Frühlings lust'ge Boten
Und führen seinen muntern Reihn;
Drum fliehen wir das Haus der Todten,
Denn um uns her muß Leben seyn.

Uns mag kein Glücklicher entbehren,
Wir sind dabei, wo man sich freut,
Und läßt der Kaiser sich verehren,
Wir leihen ihm die Herrlichkeit.

In dieser vortrefflichen Schilderung sind auch die schwarzen Höhlen nicht zu übersehen: denn abgesehen von ihrer allgemeineren Bedeutung ist die Anspielung auf Newtons foramina exigua uud camera obscura kaum zu verkennen.

Auch in dem Räthsel von dem Auge entwickelt sich diese Farbentheorie, und die sonnenhafte Natur des Auges als subjectives Licht.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es giebt sich selber Licht und Glanz.
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.

Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein:
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

Und kannst du den Crystall mir nennen?
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein;
Er leuchtet ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfieng.

## XL.

Und so bewährt es sich hintennach (a posteriori) an der Entstehung der Farben in ihrem ganzen konkreten Cyklus, was wir schon zum voraus (a priori) nachgewiesen haben, nehmlich, daß sich die Pole nie berühren, daß Licht und Finsterniß selbst auf ewig geschieden sind, daß sie in einem unvereinbaren Gegensatze stehen, dieser aber den Frieden nicht ausschließt, sondern die todte Ruhe; er ist nicht ohne Bewegung, aber ohne Streit.

Die Finsterniß erscheine schwarz oder blau, tiefröthlichblau, oder weißblau, das Licht erscheine roth oder gelb, hochroth oder weißgelb, für sich bleibt Finsterniß immer Finsterniß, Licht immer Licht, die Veränderung widerfährt nicht ihnen unmittelbar, sondern dem in der Mitte liegenden, sein Gegentheil an ihm selbst habenden, das heißt lichtfähigen, durchscheinenden Helldunkel. Darum ist die Finsterniß um so schwärzer, das Licht um so

weißer, hiermit beides sich selbst um so gleicher, je ähnlicher jener oder diesem das Medium ist, wodurch dieses und jene gesehen werden.

Die Grundzüge der Farbenlehre sind nunmehr entwickelt, die einfachen Elemente, auf welchen alle Chroagenesie beruht, sind dargelegt. Der Dichter kommt zuletzt auf den Satz zurück, mit dem er die Farbenlehre eingeleitet hat. In unserm Texte wiederholt sich jener Anfangspunkt, wornach das All auch bei einer Verdoppelung des Lichtes finster bleibt; dieß ist also der Grund- und Schlußstein, den wir festhalten müssen, um uns in dieser Theorie, ja im Leben zu orientiren.

Aber wenn früher der Puls alles Lebens als eine unaufhörliche Unruhe, als Streit erschien, so haben wir nunmehr eine Mitte gefunden, welche die Pole so scheidet, daß sie Friede halten; diese Mitte ist daher die Quelle ebensowohl des Friedens, als des Lebens.

Aus dieser Licht- und Farbenlehre fällt aber nunmehr auch auf die vorausgegangene Geisteslehre ihr Licht zurück. Wie Licht und Finsterniß, — als solche, als Zwei ewig von einander geschieden, — in der Farbe Eins sind, so sind Seele nnd Leib im Geiste Eins. Wie das Licht zu seiner Erscheinung eines Körpers bedarf, aber eines Körpers, der nicht bloß Körper, sondern durchdringlich ist, und diesen in der durchscheinenden Trübe findet, so bedarf auch die Seele zu ihrer Verwirklichung eines Leibes, aber eines durchdringlichen, mit dem sie Eins ist, indem sie ihn durchdringt.

## XLI.

Hiermit ist aber auch aller Streit zwischen Licht und Finsterniß aufgehoben. Denn insofern beide Zwei, folglich für sich sind und eben nur den Gegensatz bilden, kommen sie nicht in Berührung: insofern sie aber in der Farbe Eins sind, sind sie so wenig im Streite, als im Gemenge, sondern im Frieden Eins.

Bei Entzweiung denken wir gewöhnlich an Streit und Kampf; aber die Pole sind nicht entzweit, um sich gegenseitig zu befehden, sondern um sich gegenseitig zu erhalten, weil sie sich einander bedingen. Diejenigen, welche sich von der Lehre der Polarität dadurch abhalten lassen, daß sie darin nichts als Unruhe und Dualismus erblicken, haben zu bedenken, daß grade durch die Polarität, durch Gewicht und Gegenwicht das Gleichgewicht hergestellt wird. Das Gleichgewicht ist das dritte, das Wirkliche, Konkrete.

Es ist eine reine, baare Thorheit, ein die gesunde Vorstellung verstellendes und verkehrendes Mißverständniß, wenn die beiden Momente als streitend angesehen werden, denn ihr Streit ist eben das Leben, in welchem sie selbst nicht mehr sie selbst, sondern geeinigt sind. Aller Organismus beruht auf dieser Verschmelzung, auf der Einheit und dem Unterschiede zugleich.

## XLII.

Denn wenn überhaupt in der Sphäre des Lichts und der Finsterniß ein Streit obwaltet, so besteht derselbe nicht

darin, daß diese selbst mit einander streiten. Vielmehr streiten sie mit der Körperwelt, welche zwischen ihnen liegt, welche sie aus einander hält. Sie können auch nicht unmittelbar mit einander streiten, weil sie ein Mittel haben, welches zwischen ihnen liegt, und jede unmittelbare Berührung verhindert, indem es die Extreme eben so auseinander hält, wie die Axe die Pole.

Dieses Mittel, in welchem Licht und Finsterniß zusammentreffen, ohne an sich aus ihrer Geschiedenheit heraus zu treten, ist die Materie, und zwar einmal die werdende, lebendige Materie, nehmlich die Trübe, als das Medium aller Erscheinung, die Grundbedingung der Wirklichkeit, zweitens die gewordene, fertige, erstarrte Materie, der undurchsichtige Körper, welcher, vom Lichte einerseits beleuchtet, die Scheidung des Lichts und der Finsterniß auf das anschaulichste bekundet, indem die entgegengesetzte Seite finster bleibt, ja selbst ohne Gegenlicht keinen Schatten wirft, welcher immer, als nicht völlig finster, Licht erfordert.

Wenn wir nun das Besondere allgemein auszusprechen wagen, so bewährt es sich von neuem, daß in dieser wie in jeder einzelnen Erscheinung die ganze Welt in allen ihren Gesetzen, auf das mannichfachste sich wiederholet, und hinwiederum im Universum nichts ist, als was auch im Kleinsten sich ankündigt. Denn wie im Farbenreiche, so finden wir überall — nicht eine Mengerei und Mischerei — sondern eine wirkliche Mitte zwischen den Extremen als die Wirklichkeit und Realität alles Lebens,

alles Seyns und Wissens. „Weil dem so ist, giebt es eine Innen- und Außen-Welt, zugleich aber keine," eine Vermittlung zwischen beiden, die keins von beiden ist. Denn

Nichts ist drinnen, nichts ist draußen.

„Finsterniß und Licht stehen einander uranfänglich entgegen, eins dem andern ewig fremd; nur die Materie, die in und zwischen beide sich stellt, hat, wenn sie körperhaft und undurchsichtig ist, eine beleuchtete und eine finstere Seite, bei schwachem Gegenlicht aber erzeugt sich erst der Schatten. Ist die Materie durchscheinend, so entwickelt sich in ihr, im Helldunkeln, Trüben, in Beziehung auf's Auge das, was wir Farbe nennen."

Es ist wohl zu merken, daß wir zuerst in der Polarität den Gegensatz überhaupt entdeckten, und demnächst diesen als Licht und Finsterniß ausgedrückt fanden. Der Grund dieses unüberwindlichen Gegensatzes, was sich zwischen beide stellt, war ein neuer Gegensatz, einerseits das Auge, andrerseits der Körper, Sehen und Gesehen werden, Subject und Object. Nun aber erfahren wir zum Schlusse, daß es immer der Körper ist, welcher Licht und Finsterniß auseinander hält. Dieser Schluß scheint der frühern Aussage, wornach Auge und Körper zwischen Licht und Finsterniß sich stellen und beide ewig auseinander halten, unmittelbar zu widersprechen. Allein dieser unmittelbare Widerspruch vermittelt sich selbst an dem weiteren Gegensatze zwischen Subject und Object, wodurch der Gegensatz zwischen Licht und Finsterniß näher

bestimmt wird. Denn an diesem weiteren Gegensatze ist eine doppelte Betrachtung des ersten Gegensatzes und seiner Vermittlung an die Hand gegeben.

In objectiver Beziehung ist es nehmlich der Körper, welcher Licht nnd Finsterniß scheidet, indem er beide vereinigt und damit aufhebt, so daß sie als Licht und Finsterniß selbst geschieden sind und bleiben: denn vereinigt sind sie aufgehoben, sie sind nicht mehr zwei, nicht mehr Licht und Finsterniß, sondern Eins, Körper, Trübe, Farbe.

In subjectiver Beziehung ist es dagegen das Auge, welches zwischen Licht und Finsterniß in die Mitte tritt, und beide auseinander hält, insofern sie zwei sind, zugleich aber in ihm aufhebt.

Zuletzt ist es der Geist, welcher Subject und Object selbst, oder Seele und Leib in ihrer Einseitigkeit, auf beide Seiten vertheilt, stehen läßt, während in ihm selbst beide Seiten vereinigt, aber nicht vermengt, aufgehoben, aber nicht neutralisirt sind.

So schließt der Dualismus oder die Polarität mit der Einheit oder der Mitte, welche die Pole, als abstracte Seiten, ebensowohl auseinander hält, als die Extremität aufhebt und die Zweiheit vereinigt.

Eigentlich ist es doch immer die Körperwelt, näher die Individuation, welche ihre beiden Seiten auseinander hält, indem sie in ihr selbst Eins sind. In der Sphäre der Natur ist es der unmittelbare Körper, das Indi-

vidunm, welches Licht und Finsterniß, als Gegensätze, die aus ihm erst abstrahirt sind, auseinander hält: im Reiche des Geistes ist es die Persönlichkeit, die begeistete Individualität, welche ihre abstracten Momente, Seele und Leib, als abstract auseinder hält, indem sie selbst deren Konkretion ist.

Es ist aber das Individuum dieses Doppelte: daß es einmal sich selbstständig von allem Andern unterscheidet, und zweitens damit zu seiner Erfüllung verbunden weiß, mithin eines zum andern komplementär sich verhält. Die höchste Wahrheit der Individualität ist die Persönlichkeit als durchdringliche, durchscheinende und wiederscheinende Individualität. Diese Persönlichkeit hat die absolute Persönlichkeit zu ihrer Voraussetzung. Und hieran entwickelt sich das lebendige Verhältniß zwischen

Gott, Gemüth und Welt:

denn der dreifache Farben-Cyklus, in welchem die Farben sich eben sowohl individualisiren, als in einander abspiegeln, und sich gegenseitig erheischen, ist das in der äußern Natur niedergelegte Gleichniß der dreieinigen Persönlichkeit Gottes, welche selbst Dante auch in dem höchsten Gipfel des himmlischen Paradieses unter keinem andern Bilde erblickte. So geschah es, daß ihm zuletzt, als das höchste Ziel, als die Krone seiner himmlischen Wanderschaft, in der tiefen und klaren Substanz des hohen Lichts drei Kreise erschienen, von drei Farben und Einem Inhalte, einer der Abglanz des andern, wie ein Regenbogen im andern wieder erscheint, Gott von Gott,

Licht von Licht, und der dritte Farbenkreis war wieder ein Licht, das von dem ersten ausstrahlte zum zweiten, von dem zweiten zum ersten, und doch auch in ihm selbst war. So ist Gott in Gott, als in Ihm Selbst; aber wir wissen auch, daß Er in dem ist, was nicht Er selbst ist: Er ist in seiner Schöpfung, wie die Schöpfung in Ihm ist. Und wie selbst in dem dunkelsten Schatten noch Licht ist, so ist auch Gott in jeder Kreatur, in der Natur und im menschlichen Gemüthe.

V.

# Kind und Löwe.

## Novelle.

XV, 299.

---

Zum Schlusse des funfzehnten Bandes von Göthe's Werken letzter Hand steht eine eben so kurze als inhaltreiche Novelle ohne Titel, welche in einer kleinen zum Sylvesterabende versammelten Gesellschaft vorgelesen wurde.

Niemand konnte wissen, daß es der Vorabend vor dem Sterbe-Jahre des Dichters war: und der Lesende wußte es auch nicht, als er nach wenigen der Betrachtung jedes Einzelnen gewidmeten Minuten zur weitern Prüfung und Erwägung die folgenden Mittheilungen hinzufügte.

---

Wir haben eine der lieblichsten und friedlichsten Dichtungen eines dem Frieden nahen Dichters vernommen.

Sie entwickelt sich in einer Reihe lebendiger Bilder, die vor unseren Augen wie durch Zauber vorübergehen: aber was ist das Hauptbild? Die Erzählung schließt mit wundersüßen Tönen; aber ist sie auch zu Ende? Oder ist das Ganze ein Fragment? Oder das launige Spiel leichter, reicher, geschäftiger Phantasie, welche in einzelnen Bildern und Skizzen sich gefällt, ohne Zweck und Verstand? Wie zusammengewürfelt, ohne daß eins zu dem andern, ohne daß der Anfang zum Ende zu passen scheint? Allein das Ende scheint eben zu fehlen. Zwar können wir das siegreiche Kind für geborgen achten: es ist so gut, als wäre der Löwe schon in sein Gefängniß zurückgekehrt, und — besser, denn er ist gezähmt, nicht durch Eisengitter, sondern durch die zauberhafte Macht der Liebe. Aber wie wird es mit der schrecklichen Feuersbrunst in der von Gütern überfüllten Meßstadt? Und mit dem wilden Feuer in der Brust des hochbegabten, schönen Jünglings? Was wird aus der brennenden Stadt, was aus dem entflammten Herzen? Was wird aus Oheim Friedrich und aus seinen anmuthigen, friedlichen Plänen, die wir wohl in vorläufigen Zeichnungen auf das Papier gebracht, aber noch nicht in's Leben treten sahen?

Auf alle diese Fragen vermag ich als Vorleser einigen Bescheid zu geben, denn ich hab' es aus guter Quelle erfahren, wie alles geworden ist. Aber worauf ist wohl zuerst zu antworten, wornach erkundigt sich die Neugierde zuerst? Ist es die brennende Stadt, oder das glühende Jünglingsherz, das, wie arglos, von arger Lust und

Leidenschaft gehoben und bewegt wird? Ein klopfendes Menschenherz geht uns freilich näher an, als eine Stadt, wenn nicht in dieser auch viele Herzen schlügen. Doch wir bleiben in der Ordnung: die Stadt sahen wir zuerst brennen: über sie ist auch zuerst Bericht zu erstatten.

Hier kann ich nun mit Gewißheit versichern, — woran ohnehin Niemand zweifelt, — daß das Feuer zu seiner Zeit gedämpft worden ist; das Unglück war auch zum Glücke in der Vorstadt ausgebrochen, wo sich die Breterbude für die wilden Thiere befand. Der Besitzer der Menagerie hat überdieß vorhin schon selbst eingestanden, daß er nebst den Seinigen in der Furcht, welche in der Noth nur die Noth, aber nicht den Retter erkennt, — in der Furcht das Feuer werde weiter um sich greifen, ohne Noth die wilden Thiere entlassen, daß er sich übereilt habe, denn seine Bude wurde wirklich nicht ergriffen. Der Jahrmarkt hatte bald wieder seinen Fortgang; ja er wurde in den folgenden Tagen nur noch besuchter und bewegter. Es ist noch hinzuzusetzen, daß er sich von Jahr zu Jahr mehr hob; denn der Fürst theilte keineswegs die ängstliche Besorgniß seines Oheims, wiewohl er die Vorsicht verdoppelte und im Uebrigen auf Gott vertraute. Wie könnte auch der Mensch etwas Gutes nnd Nützliches um deswillen unterlassen, weil es mit möglichen Gefahren verbunden ist? Und was ist ohne Gefahr? Wer dürfte handeln, oder nur einen Schritt vorwärts thun, ohne Vertrauen auf die Macht und Liebe Gottes? Ist nicht jede Handlung ein Schritt, der eine fremde, dunkle, weil äußerliche Macht beschwört? Darum

gilt es, etwas zu wagen, jedoch mit Verstand und im rechten Vertrauen auf die Hülfe von Oben. Allerdings hatte übrigens jene Feuersbrunst von den Gütern, welche sonst die Motten fressen und wornach die Diebe graben, ein gutes Theil verschlungen: indessen waren auch viele Menschen um des Erwerbes willen versammelt, welche den Schaden einigermaßen zu decken im Stande waren, wozu noch reichliche Liebesgaben vom Hofe kamen. Außerdem waren auch Fürst und Volk durch diesen Schrecken von neuem darauf aufmerksam geworden, daß die Förderung des Handels und Gewerbes nicht das Einzige sey, was zu thun sey, und nicht das Eine, was eigentlich Noth thue; wie denn nach dem Sprichworte in der Welt nichts so schlimm ist, daß es nicht ein Mittel zum Guten werden könne.

So viel von dem Feuer in der Stadt: aber nun fragen wir wieder nach dem Jünglinge. Wir verließen ihn auf der alten Mauer sitzend, die Doppelbüchse im Schooße, nach Abend starr hineinsehend, von den Strahlen der untergehenden Soune zauberisch schön beschienen. Zuletzt sahen wir ihn lächeln, als die Frau ihre Ermahnungen mit den Worten schloß: Ueberwinde dich selbst!

Vorher hatten wir ihn knieen sehen vor der Fürstin in einem Augenblicke, wo er vor Gott hätte niederknieen sollen, für die gelungene Rettung aus drohender Lebensgefahr anbetend zu danken, woran ihn auch die Fürstin erinnert mit den leisen, schönen Worten: Alles was

von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt, entfaltet sich in solchem Augenblicke. Dennoch bat der Jüngling in eben diesem Augenblicke um das, was er sich, ohne es zu wissen, versagt wünschte; er bat um Urlaub — und wußte selbst nicht, ob er nicht etwa wünschen sollte, von der angebeteten Fürstin zurückgehalten zu werden. Aber seine Bitte wurde ihm gewährt: er zog aus nach dem Abendlande. Sahen wir ihn vorhin nicht ohne Sorge auf dem Rücken des überwundenen Ungeheuers knieen — denn wer hätte nicht mit der Fürstin gefürchtet, das Thier möchte ihn noch mit der letzten Kraft seiner Krallen zerreißen? — so sind nunmehr unsere Sorgen um den Jüngling nur verändert, nicht beseitigt, denn der junge Ritter hat noch mehr zu überwinden, als den Tiger. Hat er nicht mit einer bestimmten Neigung zu kämpfen, um entsagen zu lernen, so hat er es jedenfalls mit einem unbestimmten, schrankenlosen Verlangen zu thun, das in die Weite hinaus will und das Nächste übersieht, er muß sich beschränken lernen, um die Thatkraft zu prüfen, die ihn beunruhigt. In dem Abendlande gab es indessen viel zu thun, wie wir schon vernommen haben. Jedoch trauen wir uns nicht, die Lage und Verhältnisse dieses bedeutenden Landes, oder den Namen des Reiches, aus welchem er auszog, zu verrathen, wiewohl letzteres bei genugsamen geographischen, statistischen und historischen Kenntnissen aus dem beschriebenen Jahrmarkts-Verkehre mit holländischen und französischen Artikeln, aus dem Flusse, aus Berg- und Flachland und sonst vielleicht erschlossen werden könnte. Lange,

lange dauerte des Ritters Entfernung; sie war mit vielen Mühen und Gefahren, mit vielen Wanderungen und Irrfahrten verknüpft. Ob er endlich zurückgekommen, darüber schwanken die Nachrichten. Aber Eins ist gewiß und in allen Urkunden bestätigt: Im eigentlichen Sinne ist er wirklich zurückgekehrt, und zwar als ritterlicher Ueberwinder — seiner selbst. Jenes Lächeln vor der im lautern Golde untergehenden Abendsonne war der erste Keim eines ernsten Kampfes gewesen. Hatte die wunderliche Frau so tief in sein Herz gesehen, wie viel tiefer mußte der Herzenskündiger, vor dessen blendender Abendsonne er seine Augen niederschlug, in die geheimsten Falten seines in dunkler Leidenschaft entbrannten Herzens hineinschauen! Die Worte der Frau begleiteten ihn auf seiner ganzen Wanderung. Er ist genesen, weil er überwunden hat.

Nun aber fragen wir auch billig nach dem fürstlichen Oheim Friedrich und den beabsichtigten Anlagen zur Verschönerung oder vielmehr zur Aufräumung und zur Entzifferung der Natur und der alten Burgruinen. — Der Mensch denkt, Gott lenkt; aber immer darf das, was der Mensch mit Gott beschließt, auf einen guten Ausgang rechnen, wenn sich auch in der Ausführung manches anders gestaltet, als es anfänglich gemeint war. Indessen erlebte der Oheim nur weniges von dieser Ausführung, denn er starb schon nach wenigen Jahren. Vielleicht, daß der rasche Ritt des schon bejahrten Fürsten nach der Stadt und die vorausgegangene ungewohnte Anstrengung zu Fuß auf der steilen Höhe, verbunden mit

der Gemüthsbewegung, welche die schon so lange ängstlich geahnte und nun wirklich eingetretene Wiederkehr eines vor Zeiten erlebten plötzlichen Schreckens verursachen mußte, vielleicht, daß auch die Thätigkeit bei den Löschanstalten zur Beschleunigung seines Lebensendes beitragen mußte. So viel ist aber gewiß, daß er durch das Unglück selbst von der bisherigen ängstlichen Furcht davor geheilt, und durch das mitten im Unglücke sichtbare Glück einer unerwarteten Rettung, welches er bei aller angewendeten Menschenhülfe dennoch einer höhern Leitung zuschreiben mußte, in dem Vertrauen auf diese merklich gefördert worden war. Sein Tod, so friedlich wie sein Name und sein Leben, konnte die Fortsetzung seiner Pläne so wenig hindern, daß er vielmehr zu desto treuerer Ausführung in seinem Sinne Veranlassung gab. Wer diese Anlagen aufmerksam betrachten wollte, müßte an der sinnigen Eintracht der Menschenhand mit den in dem Gegebenen ausgesprochenen Winken auf das anschaulichste inne werden, das es die Kunst ist, in welcher sich die Herrschaft des Menschen über die Natur, wozu er berufen ist, ja der Sieg des Geistes über den Leib, auf das anmuthigste offenbaret. Hier konnte nun Jeder, was der Fürst gewünscht hatte, in dem wirklichen Anschauen des Alten und Neuen, des Starren und Frischen, des Unnachgiebigen und Schwiegsamen, des Unzerstörlichen und Unwiderstehlichen, seine Betrachtungen anstellen, um mehr und mehr zu der Einsicht zu kommen, daß Jedes die Folie des Andern ist, daß alle Gegensätze sich gegenseitig zu heben bestimmt sind.

Ein Mehreres wüßten wir für jetzt über die weitere Entwickelung der in der Geschichte geknüpften Knoten nicht mitzutheilen; es ist auch nun leicht einzusehen, warum sich die Erzählung selbst nicht so weit ausgelassen hat, denn wenn ich jetzt über die Authenticität dieser Fortsetzung zur Rechenschaft gezogen werden und Alles Wort für Wort verbürgen sollte, so könnte ich auch in dem schärfsten Verhöre doch nichts Anderes bekennen, als daß ich diese Ergebnisse aus dem Texte selbst mitten im Lesen zwischen den Zeilen herausgelesen habe, wie ich mir denn wohl getraute, diese Interlinear-Glossen, so unsichtbar sie auch geworden sind, im Einzelnen nachzuweisen.

Leicht erkennen wir jetzt auch den Geist, der durch die ganze zarte Dichtung wehet, den Sinn, der ihr Licht ist und die lieblichen Massen, Gruppen und Bilder belebt und beleuchtet. Das Hauptbild, um das sich alle Bilder sammeln, ist auch der Hauptsinn, von dem das Licht ausgehet und die unterschiedensten Partieen verklärt.

Daß das zarte Kind, singend und betend, den wilden Löwen bändigt, durch frommen Sinn und Melodie, die sich im Gebet enthüllt, das ist — der Grundtext — der ganzen Predigt.

Hierin ist auf das anmuthigste ausgedrückt die Macht und der Sieg des Wahren, Schönen und Guten über alles, was ihm feindlich entgegenzutreten scheint: aber welch' ein Sieg? es ist der Sieg, welcher das Ueberwundene zu sich aufnimmt, und mit sich versöhnt: es ist

der Sieg Gottes selbst, der durch Liebe den Feind bewältigt, so daß dieser am Ende zum Schemel seiner Füße anbetend niederfällt. Und wirklich sieht das Kind in seiner Verklärung aus wie ein mächtiger, siegreicher Ueberwinder, und der Löwe nicht sowohl wie der Ueberwundene, denn seine Kraft bleibt in ihm verborgen, aber doch wie der Gezähmte, wie der dem eigenen friedlichen Willen anheim Gegebene.

So erklärt sich auf einmal, wie alle Hoflust, aller Jagdlärm, die wilde Leidenschaft, der vielbelebte Jahrmarkt, und die tobende Feuersbrunst in dem Bilde des Kindes mit dem Löwen, wie in einem Stillleben, erlischt und verschwindet. Das Kind siegt durch frommen Sinn und Melodie: es ist der Sieg des kindlichen Glaubens und des Gebets, es ist der Sieg der Liebe, denn wunderthätig ist die Liebe, die sich im Gebet enthüllt. Aber die Mutter glaubt und betet auch, und fürchtet sich nicht. Auch in der ahnungsvollen Pause, als das Kind tief unten in den Gruben verschwindet und verstummt — mit heiterem Gesichte, herübergebogen horchend, läßt sie nicht die mindeste Unruhe bemerken. Wie denn auch der Vater, nachdem er die dem Menschen verliehene Herrschaft über die Natur in Demuth vor Gott gepriesen, die Seinigen vertrauensvoll zu dem gefährlichen Unternehmen entläßt. Fällt doch kein Sperling vom Dache ohne den Willen dessen, der auch die Haare auf unsern Häuptern gezählt hat!

Wie das Kind über den Löwen, so siegt und herrschet Jedes auf seine Weise, Jedes an seiner Stelle, aber

Alle unter dem Beistande von Oben. Es ist der Geist, der die Herrschaft übet, durch den Geist ist auch dem Menschen die Herrschaft verliehen über die Natur. Und so herrschet jeder Reiter im Schloßhofe über das muthige Roß nnd über das trägere, der Jagdknappe über die gekoppelten Hunde, der Jäger über die Thiere des Waldes, die Polizei über das Feuer, die Vorsicht über die Gefahr, der Muth der Jugend über steile Felsenhöhen, die Kunst oder der Oheim über Natur und Zeit, der Jahrmarkt und die Gewerbsthätigkeit über alle Bedürfnisse des Lebens, und selbst über die Entfernungen, welche sonst die Menschen trennen und nun zu gegenseitigem Austausche verbinden, die Liebe mit ihren Gaben über die Brandschäden und viele andere Noth, der Fürst unter der Herrschaft des Rechts und Gewissens über Land und Leute, der Ritter über sich selbst. Aber der Gipfel aller Herrschaft ist der Sieg und die Macht des Kindes, d. i. die Kraft, die in dem Schwachen mächtig ist durch den Glauben, der sich im Gebete enthüllt, und in der Liebe thätig, ja wunderthätig wird. Es ist wieder der Geist, der Geist Gottes ist es, der auch in dem schwächsten Gefäße, wenn es nur nicht widerstrebt, Wunder wirket.

Und wie wird uns alles dieses nahe gelegt? Nicht an Amphion, nicht an Orpheus werden wir erinnert, unter deren Melodieen die Steine lebendig zur Mauer sich fügen, die wilden Thiere der Wüsten und Wälder sich zähmen, Ungewitter und Meeresstürme sich brechen und bändigen, die Flüsse in ihrem Laufe still stehen, und die

Natur ihren Odem anhält, wie wenn Pan schläft oder Halcyone auf den Wassern brütet. Nicht hieran knüpft sich die Erinnerung in der Erzählung, sondern an den einfachen Bericht von Daniel in der Löwengrube, an Simsons Räthsel und an die Weissagung des Propheten von dem kommenden Frieden.

Auf Daniel in der Löwengrube ruhet der Gesang, auf dem Propheten, welcher am Morgen darauf, als der König ängstlich nach ihm rief, also antwortete:

Herr König, Gott verleihe Dir langes Leben. Mein Gott hat seinen Engel gesandt, der den Löwen den Rachen zugehalten, daß sie mir kein Leid gethan haben. Dan. 6, 22.

Hiermit steht in nächster Verbindung das Räthsel Simsons, welches auf das anmuthigste und sinnreichste von dem glücklichsten Humor mit bedeutsamer Ironie in die Scene gesetzt wird. Simson erschlägt einen Löwen, und als er an selbiger Stätte wieder vorüberkommt, findet er im Leichnam einen Bienenschwarm und Honig. Den nimmt er mit und isset davon unterwegs und giebt den Seinigen davon zu essen. Darauf stellet er den Philistern das Räthsel: Speise kam von dem Fresser und Süßigkeit von dem Starken. Und was sagt dieses Räthsel anders, als daß auch das Böse zum Guten, auch das Wildeste und Ungeheuere in der Natur zur süßen Labung und Erquickung dienen muß? Was ist süßer denn Honig? was ist stärker denn der

Löwe? Das ist die Lösung dieses Räthsels nach der Schrift. Richt. 14, 14. 18.

Aber das Zarteste und Lieblichste ist die Berufung auf die Zeit des ewigen Friedens, wo alle feindlichen Kräfte zu regstem Leben und Verkehre einander dienen, helfen, ergänzen werden. Nun erscheinet erst die tiefste Wahrheit aller Gegensätze, welche nicht sich zu verneinen und auszuschließen, sondern als Glieder sich gegenseitig auszugleichen, sich zu heben und aufzuheben bestimmt sind. Es ist solches alles in einer Zeile ausgedrückt:

Löwen sollen Lämmer werden.

Wer könnte hierin die leise Anspielung auf die uralte Weissagung des Evangelisten unter den Propheten verkennen, in welcher auch das Kind erscheint, welches dem Dichter gesessen hat? Denn es stehet geschrieben: „Wenn der Herr den Frieden bringt, dann werden die „Wölfe bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei „den Böcklein ruhen. Kälber und junge Löwen und „Mastvieh werden mit einander seyn, und ein kleiner „Knabe wird sie treiben. Ein Säugling wird seine „Lust haben am Rachen der Otter, und ein Entwöhn- „ter wird seine Hand stecken in die Höhle des Basilis- „ken. Man wird nicht letzen noch verderben auf meinem „ganzen heiligen Berge; denn das Land ist voll Erkennt- „niß des Herrn, wie Wasser das Meer bedeckt." Jes. 11, 6. flg. 65, 25.

Dann läßt mit hellaufflammendem Gefieder
Der Geier sich im Hof bei Tauben nieder,

Nicht grimmig stoßend und wie sonst zu schaden,
Er scheint sie sanft zur Einigkeit zu laden.

Das alles ist hier in vier Worten ausgedrückt:

„Löwen sollen Lämmer werden,"

und wenn der folgende Vers hinzufügt:

„Und die Welle schwankt zurück,"

so frage ich bescheiden an, ob er etwa auch Andere, wie mich, an das große Wort erinnert:

Bis hierher und nicht weiter! Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen. Hiob 38, 11.

Der Sinn ist, daß unter der Herrschaft der ewigen Liebe auch auf der Erde der Löwe zum Lamme werde, und die unbändige Meereswelle mitten im tobenden Heranbrausen sacht und leise zurückschwankt, im ruhig klaren Spiegel der Meeresfläche sich zu ebnen und zu stillen. Daran erweiset sich zugleich die Ohnmacht alles kreatürlichen Strebens, insofern es seine Gränzen, nämlich den Willen Gottes, nicht erkennet. Und wie die bald aufgehende Sonne erhebet sich dagegen die stille Majestät und Macht des Guten, welches am Ende das Feld behält, das ist der Sieg Gottes selbst und der Sieg ist Friede. Was sich ihm auch entgegensetze, es wird am Ende gezähmt zum Schemel seiner Füße niederfallen, wie der Löwe unter den Liedern des Kindes. Der Kinder ist das Himmelreich.

Noch wäre zu gedenken, daß die Erzählung, welche wir gelesen und betrachtet haben, auch durch ihre Stel-

lung in Beziehung auf die vorausgehenden Dichtungen sowohl im Allgemeinen, als auch zu dieser Zeit besonders wichtig und bedeutend wird, indem sie nach einer langen Reihe betrübender Bilder heillosen Zerfalls aller Zucht und Ordnung, aller Sitte und Eintracht, sühnend den Cyklus schließt, wie etwa auf viele gellende Mißtöne ein einziger reiner Accord folgt, welcher die Auflösung enthält.

Diese Novelle kann auch als die letzte Auflösung eines langen reichen Dichterlebens angesehen werden, welches mit demselben Grundaccorde von der Erneuerung aller Dinge angefangen hat. Wie hier der Dichter mit den freudigsten Aussichten auf den Sieg des Geistes, der Sünde und Tod überwindet, auf den endlichen Frieden, der alle Feindschaft ausgleicht, das Alte erneuert, das Verlorene wiederbringt, in einer Novelle seinen Schwanengesang singt, so ist er einst in dem Briefe eines Pastors an seinen neuen Amtsbruder mit demselben Thema in die Schranken getreten, wenn er seinem Kollegen seine Aussichten auf die endliche Wiederbringung aller Dinge vertraut, und die Lehre mittheilt, mit welcher er sich insgeheim tröstet. Es sind Heimlichkeiten, die leicht mißverstanden werden können, und sogleich entstellt sind, wenn sie profanirt werden. Das Ende ist aber Friede und Freude, nur daß das Ende nicht abzusehen ist, wenn sich kein Anfang zeigt.

Leicht erklärt es sich auch, in welchem Verhältnisse diese liebliche Novelle zu dem heutigen Tage steht, und

in wie fern sie sich eignen möchte, als die letzte Blume in den Kranz geflochten zu werden, den wir zum Andenken und zu nachhaltiger Erinnerung aus dem alten Jahre mit in das neue hinüberzunehmen pflegen.

Pflegen wir uns denn nicht auch zum neuen Jahre Frieden und Eintracht und das siegreiche Gelingen guter Wünsche zu wünschen? Und haben wir's jetzt nicht besonders nöthig?

Haben wir nicht auch, wie Oheim Friedrich, mancherlei Pläne und gute Entschließungen, frohe Hoffnungen und Aussichten in das neue Jahr hinüberzunehmen, in dem Vertrauen, daß Gott das Gedeihen geben werde?

Haben wir nicht auch alle unsere Sorgen und unsere Schmerzen mit hinüberzunehmen, in der gewissen Zuversicht, daß Gott Alles wohl machen werde?

Knieen wir nicht auch zu dieser Stunde, gleich dem Junker Honorio, auf dem Rücken manches überwundenen und überstandenen Unglücks, in der guten Zuversicht, daß es uns nicht weiter mit seinen Krallen beschädigen werde? Und wer vernähme nicht in diesen Augenblicken eines wichtigen Zeitabschnitts, wiewohl jeder Augenblick ein solcher Zeitabschnitt ist, und jeder Tag einen feierlichen Zeitabschluß enthält, — wer vernähme nicht auch in diesen der theuern Lebenszeit angehörigen Augenblicken den dringenden Aufruf zum Gebete und zum Danke? Denn, „alles was von Frömmigkeit im tiefen

Herzen wohnt, entfaltet sich in solchem Augenblicke."

Bitten wir nicht auch, Jedes für sich und für das Andere, um den Schutzengel Gottes, der den Propheten aus dem Rachen der Löwen rettete?

Wir ringen und bitten, und sind doch des endlichen Gelingens gewiß: mit dieser festen und freudigen Zuversicht eröffnet sich uns die höchste und heiterste Aussicht auf die Zukunft — „welche zwar schon in den Blick „des Vogels übergehet," — denn schon gleicht sich vor unsern Augen Alles aus, und die Noth in den großen und kleinen Menschenhäusern scheint zu verschwinden, — „aber sich doch noch malerisch genug hintereinanderschiebt," denn der Friede, den wir in der Ferne begrüßen, ist kein todtes Einerlei, sondern das Leben in seiner Fülle.

Wir befinden uns auch Alle hienieden in den Gruben, in den Gräbern, wo es einem ohne Glauben und Gebet, ohne Hoffnung und Liebe gar oft bange werden würde: darum halten wir uns auch im neuen Jahre an die vielgeprüften Führer, als sichere Leitsterne.

Und so mögen hier zum Schlusse, frischen Muth und gutes Vertrauen zu beleben, noch einmal die süßen Töne des Liedes nachklingen, womit das Kind selbst den Löwen bändigt. Wenn in der Handlung selbst der wunderbare Gesang, vielfach verschlungen, unter den seltsamsten Zügen und Wendungen, denselben Grundton wiederholt und variirt, und wie aus der Tiefe immer von neuem heraufkommt, so daß auch Vater und Mutter den

unwiderstehlichen, immer weiter sich ausbreitenden Strömen des Liedes sich hingeben und anschließen, so können wir uns auch nicht entbrechen, mit Herz und Mund einzufallen und einzustimmen: es wird die Zeit kommen, da Alle einstimmen.

Engel schweben auf und nieder,
Uns in Tönen zu erlaben,
Welch ein himmlischer Gesang!
In den Gruben, in dem Graben
Wäre da dem Guten bang?
Diese sanfteu frommen Lieder
Lassen Unglück nicht heran:
Engel schweben hin und wieder,
Und so ist es schon gethan.

Und so geht mit guten Kindern
Seliger Engel gern zu Rath,
Böses Wollen zu verhindern,
Zu befördern schöne That.
So beschwören, fest zu bannen
Lieben Sohn an's zarte Knie,
Ihn des Waldes Hochtyrannen
Frommer Sinn und Melodie.

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick:
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blankes Schwerdt erstarrt im Hiebe,
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.

Leipzig,
gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

# Druckfehler-Verzeichniß.

## 1. Band.

S. 69. Z. 13. v. u. statt „Weife" lies: „Weise"
= 130. = 3. v. u. nach „läßt" setze: „,"
= 181. = 3. v. u. nach „dürfte" lies: „Verweile doch, du bist so schön!"
= 184. = 12. v. o. statt „dir" lies: „die"
= 186. = 9. v. o. statt „Erdenrost" lies: „Erdenrest"

## 2. Band.

S. 8. Z. 5. v. u. statt „benutzte" lies: „benutzt"
= 9. = 14. v u. statt „que" lies: „che"
= 14. = 10. v. u. statt „Andern" lies: „Adern"
= 22. = 2. v. o. statt „geb" lies: „gab"
= 39. = 10. v. o. statt „Teig" lies: „Teich"
= 41. = 10. v. u. statt „betrübt" lies: „betäubt"
= 48. = 3. v. u. statt „setnem" lies: „seinem"
= 49. = 3. v. u. statt „seinen" lies: „seine"
= 72. = 12. v. o. nach „Seite" lies: „versetzte der Doctor,"
= 75. an der letzten Zeile vorauszusetzen „sie"
= 76. = 9. v. u. statt „Franzesko's" lies: „Franzeska's"
= 108. = 13. v. u. ist „das" auszustreichen.
= 136. = 12. v. u. statt „allegrara" lies: „allegrezza"
= 145. = 6. v. u. statt „flüchtiger" lies: „flüssiger"
= 145. = 3. v. u. statt „jedem" lies: „jenem"
= 146. = 10. v. o. statt „eben" lies: „aber"

S. 153. Z. 1. v. o. statt „es“ lies: „sie“
= 163. = 3. v. u. statt „der im=“ lies: „der, im=“
= 167. = 1. v. o. statt „Telrsius“ lies: „Telesius“
= 173. = 1. v. o. statt „Natu“ lies: „Natur“
= 173. = 18. v. o. statt „Natur,“ lies: „Natur“
= 173. = 19. v. o. statt „Menschen,“ lies: „Menschen“
= 177. = 8. v. o. statt „ἐναυτιῶν“ lies: „ἐναντιῶν“
= 178. = 2. v. u. statt „Zeit“ lies: „Zeit,“
= 187. = 9. v. u. statt „von“ lies: „vor“
= 188. = 9. v. o. statt „mehrverwandten“ lies: „nahverwandten“
= 192. = 7. v. o. statt „wenige“ lies: „wenigen“
= 195. = 10. v. o. statt „nicht Ich“ lies: „Nicht=Ich“
= 198. = 12. v. o. statt „Complementere“ lies; „Complementäre“
= 203. = 10. v. o. statt „σκιαρόν“ lies: „σκιερόν“
= 214. = 1. v. u. statt „der“ lies: „den“
= 224. = 7. v. u. statt „neben“ lies: „und in der“
= 228. = 1. 2. v. o. statt „ähnlicher jener oder diesem“ lies: „dünner, je geringer“
[Denn je dichter das Medium ist, je mehr es Widerstand leistet, desto mehr wird Licht und Finsterniß alterirt oder zu seinem Gegentheil herausgefordert]
= 233. = 5. v. o. statt „auseinder“ lies: „auseinander“
= 250. = 3. v. u. statt „Zügen“ lies: „Fugen“
= 250. = 12. v. u. statt „Gräbern“ lies: „Gräben“

---

S. 153. Z. 1. v. o. statt „es“ lies: „sie“
„ 163. „ 3. v. u. statt „der im=“ lies: „der, im=“
„ 167. „ 1. v. o. statt „Telrsius“ lies: „Telesius“
„ 173. „ 1. v. o. statt „Natu“ lies: „Natur“
„ 173. „ 18. v. o. statt „Natur,“ lies: „Natur“
„ 173. „ 19. v. o. statt „Menschen,“ lies: „Menschen“
„ 177. „ 8. v. o. statt „ἐναυτιῶν“ lies: „ἐναντιῶν“
„ 178. „ 2. v. u. statt „Zeit“ lies: „Zeit,“
„ 187. „ 9. v. u. statt „von“ lies: „vor“
„ 188. „ 9. v. o. statt „mehrverwandten“ lies: „nahverwandten“
„ 192. „ 7. v. o. statt „wenige“ lies: „wenigen“
„ 195. „ 10. v. o. statt „nicht Ich“ lies: „Nicht=Ich“
„ 198. „ 12. v. o. statt „Complementere“ lies; „Complementäre“
„ 203. „ 10. v. o. statt „σκιαρόν“ lies: „σκιερόν“
„ 214. „ 1. v. u. statt „der“ lies: „den“
„ 224. „ 7. v. u. statt „neben“ lies: „und in der“
„ 228. „ 1. 2. v. o. statt „ähnlicher jener oder diesem“ lies: „dünner, je geringer“
[Denn je dichter das Medium ist, je mehr es Widerstand leistet, desto mehr wird Licht und Finsterniß alterirt oder zu seinem Gegentheil herausgefordert]
„ 233. „ 5. v. o. statt „auseinder“ lies: „auseinander“
„ 250. „ 3. v. u. statt „Zügen“ lies: „Fugen“
„ 250. „ 12. v. u. statt „Gräbern“ lies: „Gräben“

---

Göschel, Carl Friedrich,

Unterhaltungen zur Schilderung Göthescher Dicht- und Denkweise

Bd.: 2

Schleusingen (1834)

P.o.germ. 496 g-2/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10109317-5